# Graf Mirabeau.

Von

Theodor Mundt.



Erster Theil.

Zweite, verbesserte Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

# Erstes Buch.

# Die Freunde in Auteuil.

---

## I.

## Das Landhaus der Madame Helvétius.

Am Eingang des Gehölzes von Boulogne, kaum eine Meile von Paris, liegt das anmuthige Auteuil, mit dem berühmten Landhause, welches einst der Dichter Boileau besessen, und in dem auch unter seinen späteren Eigenthümern, zu denen namentlich der Arzt Gendron gehörte, stets die bedeutendsten und glänzendsten Geister Frankreichs gelebt hatten.

Jetzt bewohnte es, bereits seit dreizehn Jahren, eine der liebenswürdigsten Frauen Frankreichs, Madame Helvétius, die nach dem Tode ihres Gatten, des berühmten Philosophen und Freidenkers, diesen Landsitz gekauft und dort mit einem Zauber, der gleich anziehend und bedeutend war, einen gesellschaftlichen Vereinigungspunkt für ihre Freunde, sowie für Alles, was es damals in einer gewissen Richtung Bedeutendes und Hervorragendes in Paris gab, begründet hatte.

Es war in dieser äußerlich wenig glänzenden und durchaus ländlich gehaltenen Villa, unter dem leichten und anmuthigen Scepter einer Frau, die ihre Herrschaft nur in der Kunst bewies, die Geister bei sich heimisch und vertraut werden zu lassen, der interessan-

teste, lebensvollste und in den Augen der Regierung sogar gefährlichste Gesellschaftskreis entstanden.

Seit dem Salon der Madame Geoffrin in Paris, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch alle einheimischen und fremden Größen in sich gesammelt und gepflegt hatte, war in Frankreich kein gesellschaftlicher Zirkel von solcher Bedeutung, wie ihn Madame Helvétius in Auteuil um sich sah, gebildet worden. Es stand darin noch der Altar der Ideen, die Claude Adrien Helvétius in seinem berühmten, von Geistlichkeit und Parlament gleich stark angefochtenen und von der Hand des Henkers öffentlich verbrannten Buche „vom Geist" ausgestreut hatte. Und seine Freunde, die, wie Diderot und der Baron von Holbach, zum Theil Mitarbeiter an diesem Werke gewesen, waren auch diesem Hause, in dem seine Witwe als treue und liebevolle Pflegerin seines Andenkens und seines Wirkens waltete, treu geblieben. Dazu hatten sich jüngere Kräfte gesellt, wie der Marquis von Condorcet, der liebenswürdige, geist- und witzsprühende Chamfort, ferner der Arzt und Philosoph Cabanis, der seit einiger Zeit in Auteuil selbst seinen Wohnsitz genommen, und seit Kurzem auch der Graf Gabriel Riquetti von Mirabeau, eine neue, durch Chamfort in diesem Kreise eingeführte Persönlichkeit, auf welche die freidenkenden Bewegungsmänner im Landhause von Auteuil große Hoffnungen setzen wollten.

Dieser ländliche Salon, in dem oft himmelstürmende und in Versailles bereits sehr beargwöhnte Dinge verhandelt wurden, empfing durch die Persönlichkeit der Madame Helvétius gewissermaßen eine Weihe der Unschuld. Heiterkeit, Grazie und Geist vereinigten sich in ihr mit einer kindlichen Herzensgüte, die sich bei jeder Gelegenheit geltend machte, und einen mildernden, versöhnenden Einfluß auf Alles, was in ihrer Umgebung geschah, ausübte. Die außer-

ordentliche Schönheit ihrer Jugend war auch den vorgerückten Jahren noch nicht gewichen. Die großen, seelenvollen Augen hatten für Jeden, auf dem sie lächelnd ruhten, etwas Hinreißendes, und wenn Elise Helvétius, in der anregenden und leitenden Theilnahme an den Gesprächen ihres Salons, als der sinnige Genius erschien, der es Allen offenbarte und bestätigte, daß bald etwas Neues und Großes geschehen müsse, um die französische Nation zu retten und aus verkommenen und entarteten Zuständen zu befreien: so war sie bald darauf auch wieder der schalkhafte und neckende Geist ihres Kreises, und ihre beflügelten Scherze und Einfälle bannten sofort wieder die zu große Schwere und jeden allzu bittern Stachel der Unterhaltung.

Madame Helvétius war eine große und erhabene Gestalt, die in ihrer äußern Bildung wie in allen ihren Manieren ihre vornehme aristokratische Geburt keineswegs vergessen ließ. Aber das Wesen der Aristokratin, welches noch jeden Augenblick daran erinnerte, daß sie die Tochter des Grafen von Ligneville gewesen, hatte sich zugleich auf eine eigenthümliche Weise mit einer idyllischen Natürlichkeit, die ihr eigen war und die zugleich mit ihrer Vorneigung für das Landleben und für ländliche Beschäftigungen zusammenhing, verschmolzen.

Madame Helvétius hatte auf ihrem Landhause in Auteuil dem philosophischen Salon zugleich einen ländlichen Hintergrund an der Meierei gegeben, welche sie dort angelegt und die von ihr mit dem größten Eifer und einer unablässigen Geschäftigkeit unterhalten wurde.

Besonders war es aber ihr Hühnerhof, dem sie die ausgesuchteste Sorgfalt widmete, und auf dem sie täglich mehrere Stunden mit der Pflege ihrer Hühner, Enten und Gänse und einer zahllosen Menge von Vögeln aller Art hinbrachte. Unter ihren Vögeln

waren es besonders die Zeisige, die bei ihr eine außerordentlich einschlagende Wartung und zugleich eine Abrichtung gefunden hatten, welche mannichfach bewundert wurde. Kostbare Singvögel hingen in schön geschmückten Käfigen an den Außenwänden des Hauses umher, und ließen oft ihre schmetternden Weisen rücksichtslos in die Unterhaltung der Freunde hineindringen. Auch an Katzen und Hunden war kein Mangel auf diesem eigenthümlichen Landsitz, und neben ihren Vögeln gehörten namentlich die Katzen zu den eigentlichen Lieblingen der Madame Helvétius, welche sich stets mit den außerordentlichsten Spielarten zu umgeben verstand.

Die vollendete Harmonie und Eintracht, welche ungeachtet dieser verschiedenen Thierarten gleichwohl in dem Reich der Madame Helvétius herrschte, war dann noch um so mehr zu bewundern, als sie von ihren Verehrern zugleich einem magischen Zauber zugeschrieben wurde, mit dem die liebenswürdige Frau ihre Herrschaft über Alles, was zu ihr gehörte, ausübe.

Madame Helvétius hatte sich heut der Lieblingsbeschäftigung mit ihren Thieren, denen sie sonst einen Theil ihres Morgens widmete, rascher als gewöhnlich entzogen. Denn es waren mancherlei Vorbereitungen zu dem Empfang von Gästen zu treffen, die heut auf dem Landhause in Auteuil zum Diner erwartet wurden. Und es waren zwei besonders festliche Veranlassungen, welche Madame Helvétius heut zu dieser Einladung bewogen hatten.

Einmal war es der berühmte Doctor Benjamin Franklin, der heut bei seiner alten Freundin, mit der er seit langer Zeit in der innigsten Verbindung stand, das Diner einnehmen wollte, worauf der ganze Kreis sich um so mehr gefreut hatte, da die geräuschvollen Huldigungen und Aufmerksamkeiten, mit denen Frank-

lin seit seinem erneuerten Aufenthalt in Paris überhäuft wurde, es zu einer Seltenheit gemacht hatten, seiner auch einmal im vertrauten Freundeszirkel habhaft zu werden. Der große Freiheits- und Unabhängigkeits-Vertrag, welcher die Selbstständigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika begründete, und zu dem Franklin im vergangenen Jahre 1783 als bevollmächtigter Minister seines Vaterlandes, zugleich mit den Vertretern Englands, die Präliminarien in Paris unterzeichnet hatte, war wie ein zündender Funke in das Leben von Paris gefahren. Auf allen Seiten gaben sich die lebhaftesten und bedeutsamsten Wirkungen davon kund, und es war zu einer Mode des Tages geworden, den alten ehrwürdigen Franklin mit Auszeichnungen und Verehrungen zu überschütten.

Madame Helvétius hatte sich daher seiner mit vieler Mühe für den heutigen Tag zu versichern gestrebt, und daß gerade dieser Tag dazu auserseben worden, hatte noch seinen besonderen Grund, der nicht sowohl aus der Politik, als vielmehr aus einer sehr gemüthlichen und liebenswürdigen Koketterie bei ihr hervorging.

Sie feierte heute ihren fünfundsechszigsten Namenstag, und wollte diese vorgerückte Zahl ihrer Jahre besonders gegen ihren Freund Franklin, der seine Freundschaft für sie bis zu Ansprüchen auf den Besitz ihrer Hand gesteigert hatte, zum Bewußtsein bringen, indem sie ihn listig veranlaßte, einen Tag mitzufeiern, der ihr Alter und ihren für eine neue Heirath schlecht geeigneten Matronenstand unzweifelhaft und förmlich genug erklärte.

Doctor Franklin, der bereits selbst in sein acht- und siebenzigstes Jahr getreten war, hatte schon vor acht Jahren, als er sich zum ersten Mal in Paris befand, um als Unterhändler die Anerkennung Frank-

reichs für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu gewinnen, um die Hand der liebenswürdigen Witwe des Helvétius geworben. Aber Elise hatte ihm schon damals mit ihrer natürlichen Treuherzigkeit versichert, daß sie ihn durchaus nicht mehr heirathen würde, und sie hatte diese Erklärung, obwohl seitdem ihre gegenseitige Freundschaft und Zuneigung nur gewachsen war, auch jetzt bei seinen erneuerten Anträgen mit derselben Festigkeit wiederholt. Damals warb Franklin zugleich mit Turgot, dem ehemaligen Minister Ludwigs XVI., in edler Nebenbuhlerschaft um diesen kostbaren Besitz, und jetzt, wo der Tod seinen großen Mitbewerber vor einigen Jahren von der Bahn entfernt, war er, der lebensfrische, heitere Greis, in Paris von Neuem auf dem Kampfplatz seiner Liebe erschienen.

Madame Helvétius, obwohl sie es heut besonders darauf abgesehen hatte, mit ihrem fünfundsechszigsten Jahre mächtig ins Gewicht zu fallen, hatte jedoch hinsichtlich ihrer Toilette, mit der sie sich jetzt ernstlich zu beschäftigen anfing, einer sehr interessanten Versuchung nicht widerstehen können. Sie war nämlich in demselben Augenblick, wo sie ihren alten Anbeter abschrecken zu müssen glaubte, auf den fast boshaften Einfall gerathen, sich durch Aneignung des neuen Kopfputzes, der durch die junge Königin Marie Antoinette seit Kurzem in Mode gekommen war, einen neuen Reiz beizulegen.

Madame Helvétius hatte bisher noch den Moden der Regentschaft treu gehuldigt, und da sie in diesen schön und liebreizend gewesen war, so hatte sie kein Bedenken getragen, dieselben auch in ihr späteres Alter mit hinüberzunehmen. Besonders hatte sie mit dem Goldpuder in ihren schönen blonden Haaren einen unwiderstehlichen Eindruck gemacht, und den Aus-

schweifungen des Reifrocks war von ihr selten eine mäßigere Gränze gesteckt worden, wie sie auch den mit kleinen Diamantenspitzen besetzten Schönpflästerchen keineswegs immer widerstanden hatte.

Heut legte sie aber, wie in einem Anflug von übermüthiger Laune, einen ganz veränderten Kopfputz an, nach welchem sie auch die übrigen Theile ihres Anzuges wesentlich anders gestalten mußte. Es war dies die Coiffüre à la jardinière, welche Monsieur Léonard, der berühmte Coiffeur der Königin, in so wunderbarer und eigenthümlicher Art erfunden und aufgebaut hatte. Dies war ein sich hoch emporthürmender Aufsatz, der aus einer künstlich gefalteten und aufgewundenen Serviette bestand, die mit Gemüsen aller Art, mit einer kleinen Artischocke, mit einem Kopf Grünkohl, einer hübschen Moorrübe und andern kleinen Rübchen, äußerst malerisch umschlungen und ausgefüllt war.

Nachdem Madame Helvétius mit Hülfe ihrer Kammerfrau diese modische Neuerung ihrer Toilette vollzogen, stellte sie sich laut lachend vor den Spiegel, und prüfte die mit ihr vorgegangene Veränderung, über welche sie auch keineswegs Ursache fand, sich zu erzürnen. Die neue Mode schien ihr vielmehr so glücklich zu ihr zu passen, daß sie noch mit eigner erfinderischer Hand Verbesserungen daran vorzunehmen begann, als in diesem Augenblick der Diener eintrat und meldete, daß bereits einige der erwarteten Gäste im Vorzimmer eingetroffen seien.

Es waren Cabanis und Chamfort, welche sich beeifert hatten, die Ersten im Salon der Freundin zu sein, und die jetzt Beide mit besonderer Angelegentlichkeit von ihr empfangen wurden.

Wir machen das Recht der guten Nachbarschaft geltend, unverschämt pünktlich zu sein! begann Cham-

fort, indem er sich ihr näherte, und auf ihre weiße kleine Hand, die sie ihm entgegenreichte, einen ehrerbietigen Kuß drückte.

Ganz im Gegentheil, meine Herren, erwiderte Madame Helvétius mit ihrem bezaubernden Lächeln, ich finde gar nicht, daß Ihr wie gute Nachbarn und getreue Freunde hier in Auteuil bei mir lebt. Ich bildete mir immer ein, Ihr hättet Euch beide hier in unserm Auteuil niedergelassen, damit man von Euerer liebenswürdigen Gesellschaft etwas hätte, und um täglich und stündlich mit Euerer alten Freundin zusammen zu sein. Aber wenn ich Euch feierlich zum Diner einlade, wie heut, glaubt Ihr dafür zu unserm freundschaftlichen Dejeuner ausbleiben zu müssen? Ist das Recht? Freilich, unser guter Doctor Cabanis da ist zu entschuldigen, denn seitdem er hier in Auteuil praktizirt, kann er sich kaum retten vor Kranken. Aber er sollte doch bedenken, daß ich auch zu seinen Kranken gehöre, da ich ihn zu meinem Leibarzt angenommen habe. Und warum haben Sie mir heut Morgen noch gar nicht Ihre Visite gemacht, Herr Doctor Cabanis?

Sie näherte sich dabei dem jungen Mann, der im Hintergrunde des Zimmers in einer träumerischen nachlässigen Haltung stehen geblieben war, und zog ihn an der Hand zu einem Lehnsessel fort, indem sie ihm gegenüber Platz nahm, und Chamfort auf einen Sessel zu ihrer Seite hinwinkte.

Cabanis war ein junger Mann von kaum siebenundzwanzig Jahren, der durch seinen feinen und schlanken Körperbau, wie durch den zarten, fast durchsichtigen Ausdruck seines Gesichts, ein noch jugendlicheres Aussehen zu haben schien. Doch hatte er zugleich in seinem ganzen Wesen den Ausdruck eines Leidens, das theils die übermäßig angestrengten Studien verrieth,

denen er sich in der letzten Zeit hingegeben hatte, theils aber auch mit einem in Grübeleien sich verlierenden Naturell zusammenzuhängen schien.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu ihm bildete die Erscheinung seines Freundes Chamfort, eines Mannes, der das zweiundvierzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, und in einer ungleich derberen und kräftigeren Gestalt sich darstellte. Sein Gesicht war überraschend schön, in den regelmäßigen und feinen Zügen drückte sich eben so viel Geist als Liebenswürdigkeit und zugleich als Grundcharakter eine anziehende Milde und Sanftmuth aus. Doch spielten diese Züge ebenso leicht in eine beißende Schärfe des Ausdrucks hinüber, und zeigten die wetterleuchtende Laune und den witzigen Einfall heimisch auf diesem Antlitz.

In seinem Anzuge erschien Chamfort wie gewöhnlich etwas vernachlässigt, und selbst seine Wäsche ließ einigermaßen die Sauberkeit vermissen. Auch die Einladung zu dem heutigen, ausdrücklich als festlich angekündigten Diner hatte an dieser übeln Gewohnheit, die er selbst seinem Mangel an Gefallsucht und seiner eingetretenen Gleichgültigkeit gegen die Gesellschaft zuschreiben wollte, nichts geändert, wogegen Cabanis, der die sorgfältigste Toilette zu machen pflegte, sich heut besonders beeifert zu haben schien, die Einladung der Freundin durch ein elegantes Auftreten zu ehren.

In der That, entgegnete Doctor Cabanis mit seinem feinen, etwas schwermüthigen Lächeln, ich war heut den ganzen Morgen durch einen Kranken in Anspruch genommen. Ein Anfänger wie ich, der in dem kleinen Auteuil seine Praxis beginnt, schlägt es schon hoch an, wenn eine arme Frau eine Entzündung bekommt, und er sich dann mit ihr abmühen und zugleich ihren hungernden Kindern, die nach Brot schreien, Etwas zu essen schaffen kann.

Ja, es ist wahr, mit lauter entzündeten armen Leuten muß unser Freund Cabanis hier seine Praxis beginnen, warf Chamfort in seiner sarkastischen Weise dazwischen. Er ist auch darin ein ächtes Kind seiner Zeit, denn die Praxis mit den entzündeten armen Leuten wird bald die Hauptbeschäftigung in der ganzen Welt und namentlich in unserm volkshungrigen Frankreich werden.

Sagt mir lieber, Chamfort, wo Ihr heut geblieben seid? versetzte Madame Helvétius, indem sie ihn mit freundlichem Wohlgefallen betrachtete. Denn wenn Ihr keine genügende Entschuldigung vorbringen könnt, so muß angenommen werden, daß Ihr einen feierlich abgeschlossenen Vertrag mit mir brechen wollt. Denn Ihr seid nach Auteuil gekommen, um mein Gast zu sein und Euch ganz und gar als meinen Pensionnair zu betrachten, was Ihr mir mit allen Eiden der Freundschaft gelobtet. Nur Quartier konnte ich Euch hier in meiner engen Villa nicht geben, und das ist gut für Euch, sonst würde ich Euch am Ende wie meinen Gefangenen halten, denn ich bin neidisch auf jede Stunde, die Ihr anderswo zubringt als bei mir.

Aus Chamforts Augen blitzte ein Strahl tiefer Erkenntlichkeit zu ihr hinüber, und seine Züge nahmen einen Augenblick lang einen weichen und innigen Ausdruck an. Dann aber sagte er plötzlich mit leichtfertiger Stimme: Ich konnte ja heut nicht kommen, denn ich hatte mit Interessen des Hofes zu thun, nicht des Hofes, den ich Euch stets zu machen wünschte, meine theuerste Gebieterin, sondern des Hofes von Versailles, ja, ja, des glänzenden Hofes ihrer allerchristlichsten Majestäten, des Königs Louis XVI. und der Königin Marie Antoinette. Wie Freund Cabanis für die entzündeten armen Leute gearbeitet hat, so habe ich den ganzen Morgen für den Hof gearbeitet, denn Etienne

Montgolfier war bei mir, und ich half ihm an den Vorbereitungen für seinen Luftballon, die neue Wunder-Erfindung, welche er heut auf besonderen Befehl der Majestäten hier in Auteuil emporsteigen lassen will. Der ganze Hof wird heut Nachmittag hierher kommen, um zum dritten Mal das glorreiche Schauspiel zu bewundern, denn er kann sich nicht satt daran sehen, daß es ein Ding geben kann, welches durch sich selbst emporzusteigen vermag. Bei Hofe kann man nicht steigen, wenn man nicht mit Ahnen und mit Intriguen gefüllt ist, und Montgolfiers Luftmaschine beweist ihnen nun ganz einfach, daß man nur mit Luft gefüllt zu sein braucht, um noch viel höher zu steigen, nämlich bis in die Wolken. Dieser gute schaulustige Hof von Versailles ahnt aber nicht, daß die Montgolfière nur der Vorläufer eines Dinges ist, welches einst ganz durch sich selbst und aus seiner eigenen Kraft himmelhoch steigen und seine Herrschaft über die unter ihm liegende Erde beanspruchen wird. Ich meine das Volk. Gleicht es nicht jetzt schon dem gefüllten Ballon, der in seiner eigenen Bewegungskraft zu erzittern anfängt, und der den Flug ausspannen wird, sobald ihm nur das Signal dazu ertönt? In diese Gedanken verlor ich mich, als ich heut Morgen meinem Freunde Montgolfier behülflich war, seine Maschine für die neue Luftreise in den Stand zu setzen. Man sagt, daß auch der Herzog von Chartres heut die Gnade haben wird, mit in die Luft emporzusteigen. Habe ich nun nicht Recht, geliebte Freundin, wenn ich mich damit entschuldige, daß ich heut für die Interessen des Hofes gearbeitet habe? Freund Montgolfier wird auch noch herkommen, um Euch seine Aufwartung zu machen, und Euch und Eurer ganzen Gesellschaft Plätze für das Schauspiel anzubieten.

Ist es möglich? rief Madame Helvétius verwundert, indem sie mit naivem Erstaunen die Hände ineinander schlug. Was erfahre ich da Alles für unerhörte Neuigkeiten in Einem Athem von Euch? Und das Alles kann in diesem kleinen, gleich einer Laterne durchsichtigen Auteuil vorgehn, ohne daß ich auch nur das Geringste davon weiß? Wahrhaftig, ich komme mir hier auf meiner Villa schon wie ein Einsiedler in einer Waldhütte vor, und ich fühle mich ganz schauerlich verlassen und abgeschnitten!

Eigentlich hatte ich beim Anblick dieser neuen modischen Coiffüre das Gegentheil zu vermuthen gewagt, rief Chamfort, indem er mit einer galanten Handbewegung auf den Kopfputz der Madame Helvétius hindeutete, und sich dabei huldigend verneigte. Ich glaubte, unsere liebenswürdige Freundin habe auch bereits ihre Vorbereitungen getroffen, um unser Auteuil heut bei dem Besuche des Hofes festlich zu repräsentiren. Denn diese Toilette, welche heut die schöne Witwe unsres großen und freigeistigen Helvétius trägt, ist doch nichts mehr und nichts weniger als ein Zugeständniß an die Moden des Hofes. Aber ich muß mein Compliment machen, Madame, denn dieser Aufsatz steht Ihnen vortrefflich, und hilft allen Zauber Ihrer Natürlichkeit und Ihrer ewig frischen Anmuth auf die graciöseste Weise an Ihnen symbolisiren. Madame Helvétius darf es wagen, Grünkohl und Moorrüben auf ihrem schönen Kopf zu tragen, denn Madame Helvétius ist die Repräsentantin der reinen und edeln Natur, und ihr Mann hat „über den Geist“ geschrieben. Denn Geist muß es doch auch immer als Gegenhalt gegen die Natur geben. Am Hofe von Versailles giebt es aber jetzt weder Natur noch Geist, und die Gemüse, mit denen man dort jetzt auf stolzen Häuptern kokettirt, wirken blähend und fahren

mit dieser Eigenschaft dem Volke bereits ganz tüchtig in den Magen!

Ihr seid ein gar zu bösartiger Spötter, Chamfort, entgegnete Madame Helvétius mit einigem Eifer. Wie kann man Alles gleich in die Politik hereinziehen wollen, selbst die unschuldige Toilette der Frauen? Da lobe ich mir meinen sanften Freund Cabanis. Der hat mich noch nie meines Kopfputzes wegen ausgezankt, und findet es gewiß auch ganz recht und angemessen, daß eine Landfrau, wie ich es geworden bin, sich lieber mit dem frischen Gemüse ihres Gartens als mit den gewaltigen Puderlocken schmückt?

Ich bin geneigt, den neuen Kopfputz unserer Freundin in seiner höchsten Bedeutung anzuerkennen! rief Cabanis, dessen blasse Wangen sich auf einen Augenblick durch ein Lächeln belebten. Ich sehe das Symbol einer neuen besseren Zeit, der Zeit der Freiheit und Gleichheit, darin, wenn die Moden in dem philosophischen Landhause von Auteuil sich mit den Moden von Versailles auszugleichen anfangen. Denn schon, daß der Hof heut hierher nach Auteuil kommen will, beweist, daß ganz außerordentliche Zeichen der Zeit geschehen. Wann wäre es wohl erhört, daß der König und die Königin in Auteuil erschienen sind, einem Orte, der die Weihe der Etiquette noch niemals empfangen hat, und der, seitdem wir Leute der Aufklärung hier hausen, nur in dem allerübelsten Verruf bei unsern Beherrschern da oben steht? Und wie zur Bekräftigung dieses neuen Bündnisses zwischen Auteuil und Versailles hat nun auch noch die Präsidentin unseres Zirkels die neue Coiffüre der Königin Marie Antoinette angenommen. Dies deutet ganz gewiß auf sehr geheimnißvolle Vorgänge hin, und wenn die schönen treuen Augen der Madame Helvétius nicht wären, so würde ich glauben, daß es auf eine Verrätherei abge-

sehen ist, und daß die „freie Gesellschaft der Egoisten,“ wie man unsern Freundeskreis hier in Auteuil benennt,*) in die Gewalt unserer Feinde gespielt werden soll!

Madame Helvétius, auf deren natürliche Heiterkeit leicht mit jedem Scherz zu wirken war, brach bei diesen Worten in ein herzliches Gelächter aus, in welches die beiden Freunde fröhlich einstimmten. Es war schwer, dem Lachen der Madame Helvétius zu widerstehen, in welchem sich dann die ganze jugendliche Munterkeit ihres Wesens ausschüttete, und das sie in allem Reiz eines ausgelassenen jungen Mädchens erscheinen ließ.

Das ist ja ein außerordentlich vergnüglicher Einfall! rief sie, immer noch lachend. Die entsetzliche Hypochondrie, mit der Herr Cabanis hier in Auteuil anlangte, scheint also bereits unserer gesunden Luft gewichen zu sein, und sich in einen so spaßhaften Charakter umgesetzt zu haben!

Aber ich muß in der That bekennen, fuhr sie mit wiedergewonnenem Ernst fort, daß ich von Tag zu Tag mehr und aufrichtiger eine Freundin der Königin Marie Antoinette geworden bin. Mich zieht der große Liebreiz der Natürlichkeit an, der aus Allem spricht, was man von ihr vernimmt. Sie ist gewiß eine edle schöne Seele, die überall das Beste will, und wenn ihr Einfluß den König ganz und gar beherrscht, so wird ihn dies nur auf die Bahn des Heils vorwärts treiben und ihn in die Arme seines Volkes führen. Und ist Marie Antoinette nicht selbst die Vorkämpferin einer neuen Zeit, da sie den Kampf gegen den Drachen der alten Etiquette am Hofe unternommen hat? Mit ihrer frischen Jugend und ihrer

*) „la société libre des égoistes.“

natürlichen Liebenswürdigkeit hat sie die alte tyrannische Hofetiquette durchbrochen. Und was will dies anders sagen, als daß sie damit den ersten Schlag gegen jenen Hofadel Frankreichs geführt hat, in dem das eigentliche Verderben der Gesellschaft von jeher gewurzelt? Selbst daß der Hof heut nach einem Ort wie Auteuil kommt, wird in der That als ein neuer Sieg zu betrachten sein, welchen die Königin über die alte Hofpartei davongetragen. Die Königin will dem Hof eine freiere, zwanglosere Bewegung geben, sie will ihn allmählig losketten von den Vorurtheilen, in denen er erstarrt war, und die ihn von jeder Berührung mit dem Volke und mit dem nationalen Leben streng abschieden. Auch ist sie wohlthätig, gut und hülfreich gegen Jedermann, allen neueren Bestrebungen möchte sie förderlich werden, und auch Herr Etienne Montgolfier hat die Pension, die er vom Hofe für seine neue Erfindung empfangen, nur der Verwendung der Königin zu verdanken.

Und ein ganz frisches Beispiel von der Liebenswürdigkeit der Königin gegen die strebenden Geister der Zeit bin ich! nahm Chamfort mit einem seltsamen Ausdruck das Wort. Meine Tragödie: Mustapha und Zéangir, die vor einigen Wochen auf dem Theater des Hofes in Fontainebleau gespielt worden, hat der Königin einen so großen Beifall abgewonnen, daß sie dem Verfasser eine Pension von zwölfhundert Francs jährlich dafür ausgesetzt hat. Ich habe nicht darum nachgesucht, aber ich glaubte diese Gnadenbezeugung der schönen Königin auch nicht ablehnen zu dürfen. Mir selbst ist die Anzeige von diesem ganz unerwarteten Glück erst heut früh gemacht worden, aber in Paris war es schon gestern allgemein bekannt, und hat auf der andern Seite mein Unglück entschieden. Ich habe es Euch verschwiegen, daß mein Trauer-

spiel gestern auf dem Théâtre français zum Erstenmal für das größere Publikum in Scene gegangen ist. Denn Ihr würdet mir sonst keine Ruhe gelassen haben, mit Euch nach Paris zu fahren. Und wie richtig mein Instinkt der Besorgniß gewesen, wird Euch daraus hervorgehn daß mein Stück im Théâtre français gestern auf das Vollständigste durchgefallen ist. Am Schluß wurde getrommelt und gepfiffen, als wenn das jüngste Gericht über den armen Autor hereinbrechen sollte: welche Trauerkunde ich bereits heut früh durch einen Expressen empfing. Man meint, daß Mustapha und Zéangir nicht durchgefallen sein würde, wenn es nicht vorher am Hofe ein so ungewöhnliches Glück gemacht hätte. In Paris strafte man den Autor und sein Stück für die Gunst ab, welche ihnen bei der Königin zu Theil geworden. Denn die oppositionnelle Stimmung namentlich gegen die letztere wird immer stärker und allgemeiner in Paris, und was Marie Antoinette ausgezeichnet hat, glaubt das Publikum schon deshalb verdammen zu müssen. Da sitze ich nun mit meiner Pension von zwölfhundert Francs auf den Trümmern meiner einzigen Tragödie, die meine erste und meine letzte gewesen. Und doch taugte sie mehr als meine Komödien, besonders die junge Indianerin und der Kaufmann von Smyrna, die sich ihrer geringen Verdienste ungeachtet auf dem Theater erhalten zu wollen scheinen. Aber in meinem Mustapha und Zéangir wollte ich eine erhabene Prachtschöpfung im Stil Racine's geben, und das war eine heuchlerische Frivolität von mir, mit der ich ganz von Rechtswegen gescheitert bin. Denn man muß auch keine Maske tragen, die man innerlich nicht verantworten kann. Der Hof hat diese Maske belohnt, weil sie ihm die behagliche Täuschung gewährte, es sei die Zeit der pathetischen Hoftragödie noch nicht vorüber, und die Dichter der Nation könnten von Neuem wieder

so künstlich gelehrt zu zwitschern anfangen, wie sie an der absoluten Hofhaltung Ludwigs XIV. gezwitschert haben. Aber das Volk, das jetzt klug wie der Teufel wird, riß mir die Maske ab, warf sie mir in's Gesicht, und ließ mir nur die einzige Genugthuung, mit meinen zwölfhundert Francs in der Tasche zu klappern. Und ist mir da nicht Recht geschehen?

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen, indem draußen ein Wagen vorfuhr, und Madame Helvétius in lebhafter Erwartung an das Fenster eilte, um zu sehen, welche von ihren Gästen angekommen seien.

In der That, da sitzt mein alter Franklin im Wagen! rief Madame Helvétius jubelnd. Und der neben ihm sitzt, das ist der Marquis von Condorcet, unser schneebedeckter Vulkan, wie ihn unser Freund d'Alembert immer nannte. Beiden gegenüber, das ist Graf Mirabeau. Er springt heraus, und hilft mit der zärtlichen Besorglichkeit eines Sohnes dem Doctor Franklin beim Aussteigen. Der Alte aber weist eigensinnig jede Hülfe zurück, und trotzt wahrhaftig noch auf die Jugend seiner siebenundsiebzigjährigen Beine, mit denen er wie ein ausgelassener amerikanischer Büffel die Erde von Auteuil stampft. Seht nur, wie kerzengrade und fest er einherschreitet, mein alter Benjamin!

Sie eilte jetzt, ihre Ungeduld nicht länger zügelnd, auf den Hausflur, um die Angekommenen zu begrüßen, während Chamfort und Cabanis ihr beeifert folgten.

Mit einem muntern Jubelruf war Franklin in's Haus getreten, indem er zugleich seiner Freundin ansichtig wurde, die er zur Begrüßung auf das Herzlichste in seine Arme schloß. Die Umarmung dauerte aber so lange, daß Madame Helvétius sich mit scherzhaftem Unwillen von ihm losriß und ihn mit ihrer Hand

etwas gewaltsam von sich zurückwies, um auch Condorcet und Mirabeau ihren verbindlichen und lieblichen Gruß zu spenden.

Es scheint, daß ich bei meiner alten Freundin Elise nicht mehr so willkommen bin, als sonst, sagte Franklin lachend, indem die Gesellschaft in den Salon eintrat. Ich darf nicht einmal zur Feier des Wiedersehens zwei Minuten lang an ihrem Herzen ruhn, ohne gewaltsam zurückgestoßen zu werden. Am Ende muß ich auch noch um Entschuldigung bitten, daß ich in meinem amerikanischen Bauernkittel zum Diner gekommen bin, aber da der Hof von Versailles mich in dieser Tracht, die nun einmal zu mir gehört, empfangen hat, so hoffte ich auch bei Madame Helvétius in Auteuil darin willkommen zu sein.

Franklin deutete dabei mit einiger Selbstgefälligkeit auf das Kostüm, in dem er erschienen war, und in welchem er überall in Paris aufzutreten pflegte. Es bestand aus seinem einfachen braunen Tuchrock, der in der Pariser Gesellschaft bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, und zu dem die glatt anliegenden silberweißen Haare, die keinen Puder in sich aufgenommen hatten, nebst dem runden, breitkrämpigen Filzhut, den eigenthümlichsten Ausdruck hinzufügten. Es war dies die Tracht eines amerikanischen Pflanzers, die in den Salons von Paris plötzlich ein ganz neues und fremdartiges Bild hingezeichnet hatte und namentlich am Hofe einen wunderähnlichen Contrast zu den gestickten und goldschimmernden Kleidern, wie zu den gepuderten und von Salben duftenden Coiffüren der Hofleute abgab. Es war dies aber eine Neuheit, die außerordentlich viel Glück machte und namentlich einen seltsamen Reiz den Pariser Damen gewährte, die überhaupt bei den glänzenden Festen, welche man dem amerikanischen Philosophen und Freiheitsapostel gab,

mit den auffallendsten und kokettesten Bemühungen um ihn hervortraten.

Madame Helvétius sah ihn jedoch mit ihren schönen, seelenvollen Augen so lange an, bis sich Franklin überzeugen mußte, daß er im Herzen seiner Freundin noch immer den alten festen Platz einnahm. Sie hatte sich beeifert, ihm selbst den Hut abzunehmen, und ihm das lederne Käppchen, das er beständig zu tragen pflegte, unter schmeichlerischen Liebkosungen auf dem Kopf zurechtzurücken. Dann geleitete sie ihn zu einem prächtigen Lehnsessel am Kamin, der vorzugsweise zu seinem festlichen Empfang bestimmt zu sein schien, denn seine Lehne war mit frischen Rosen und Lorbeerkränzen umhangen.

Franklin war ein schöner Greis, von einer Regelmäßigkeit und Reinheit der Physiognomie, wie man sie selten erblickte, und die zugleich von der wunderbarsten natürlichen Frische und Heiterkeit durchzogen war. Die Einfachheit, in der er sich darstellte, war von einer so rührenden Erhabenheit, daß sie bei seinem Anblick Thränen in die Augen zu locken vermochte. Der anziehende plastische Ausdruck seines Kopfes wurde nur durch die großen Brillengläser, die Franklin niemals ablegte, einigermaßen in seiner Harmonie gestört. Doch vermehrte die Brille zugleich auf eine absonderliche Weise den Ausdruck der sinnigen Nachdenklichkeit, welche den edlen Greis charakterisirte.

Kaum ist mir irgendwo in der Welt so wohl, wie hier in Auteuil, bei Euch, meine theure Freundin Elise! nahm Franklin das Wort, indem er sich mit Behagen umschaute. Hier ist Frieden, Heiterkeit und Freiheit, und fürwahr, wenn ich nicht wieder nach Philadelphia müßte, wo die Staatsgeschäfte des wiedergeborenen Vaterlandes mich verlangen, so möchte ich gern hier in Auteuil bleiben, und in der Idylle der Madame

Helvétius angestellt werden, wäre es auch nur als Hühnerjunge oder als Zeisig-Verwalter, um die berühmten Vögel der Madame Helvétius zu füttern. Was meinen Sie, liebenswürdige Freundin, würden Sie mich wohl wenigstens mit einer solchen Anstellung hier bei sich behalten wollen?

Es entstand ein allgemeines Gelächter über die Drolligkeit, mit welcher Franklin diese Frage an die würdige Herrin des Hauses gerichtet, indem er dabei ihre Hand ergriff und dieselbe mit einer zärtlichen Bewegung an seinen Busen drückte.

Wie bald würdet Ihr Euch hier entsetzlich gelangweilt fühlen! entgegnete Madame Helvétius erröthend. Ihr seid noch bei weitem zu jung für dies zurückgezogene Leben, das ich hier mit meinen Hühnern und Zeisigen führe, und es würde Euch binnen Kurzem wieder hinauslocken auf den Schauplatz, auf dem Ihr so Großes vollbracht habt und noch lange nicht fertig geworden seid. Und meine Gesellschaft würde Euch auch bald keine Freude mehr gewähren, denn bin ich nicht eine alte Frau geworden, die gerade heut ihren fünfundsechzigjährigen Namenstag feiert?

Heut? heut? rief Franklin, indem er mit jugendlicher Beweglichkeit aufsprang, und Miene machte, seine Freundin von Neuem zu umarmen. Diese wurde aber jetzt von allen Seiten mit Glückwünschen umdrängt, welche sie mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit entgegennahm. Mit besonderer Gunst schien sie dabei auch die verbindlichen Aeußerungen des Grafen Mirabeau anzuhören, der erst seit Kurzem in diesem Kreise Aufnahme gefunden, und sich gleichwohl die feinberechnetsten Vorwürfe machte, diesen festlichen Tag nicht gekannt zu haben, indem er behauptete, daß man den Namenstag einer liebenswürdigen Frau ebenso genau inne haben müsse, wie die Kalendertage der

Heiligen, bei denen auch die kurze Bekanntschaft, die man vielleicht erst mit ihnen habe, nicht entschuldigen dürfe.

Das ist ein Franzose, der hat die Zunge auf dem rechten Flecke! sagte Franklin, indem er zu Mirabeau herantrat und in der naiven Zutraulichkeit, die sich der Amerikaner einmal überall verstattete, demselben mit seiner Hand durch den dichten Wald von Locken fuhr, die sein Haupt in genialer Wildheit umschatteten.

Graf Mirabeau sah ihn erst mit einiger Betroffenheit an, faßte sich aber dann sogleich, und sein leicht zu einem scharfen und düstern Ausdruck geneigtes Gesicht ging in die rücksichtsvollste Freundlichkeit für den Greis über.

Eigentlich haftet auf mir die meiste Schuld, daß ich den schönen Namenstag unserer Freundin nicht sogleich erkannte und begrüßte, sagte der Marquis von Condorcet, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, aus dessen Augen der Ausdruck der entschiedensten Güte strahlte, während seine hohe, gewölbte Stirn und seine scharf markirte Adlernase, wie auch der leise zusammengekniffene Mund, den berühmten mathematischen Denker verriethen.

Ich meine, fuhr er in seiner gutmüthigen Selbstanklage fort, da ich in diesem Kreise der Rechenmeister und Mathematiker par excellence bin, und Tag und Nacht mit allen möglichen Calcüls mich beschäftige, so hätte ich am allerwenigsten in dem Calcül des Herzens fehlen dürfen, und alle meine andern Berechnungen hätten an diesem Tage, der die Formel alles Glückes für uns ausspricht, wie von selbst still stehen müssen. Nun, nehmt darum nicht minder freundlich die Wünsche Eures alten Freundes Condorcet auf!

Es war von Euch Allen galant, daß Ihr nicht mit mir rechnen wolltet! sagte Madame Helvétius.

Welch ein Glück ist es überhaupt für mich, daß Ihr es Alle so gut mit mir meint. Selbst unser Freund Condorcet, der in seiner hohen Ruhe sonst wie ein prachtvoller Eispalast mir gegenübersteht, hat mir einen warmen Hauch aus seiner heimlich liebenden Seele heraufgeschickt. Aber nun sprechen wir von etwas Anderem. Doktor Franklin ist mir noch einen Bericht über seine letzten Triumphe in Paris schuldig. Denn daß die Pariser in diesem Augenblick von der amerikanischen Freiheit wie berauscht sind, und sich dabei selbst wie neue Menschen zu gebärden anfangen, das haben sie nur der hinreißenden Persönlichkeit Benjamin Franklins zu danken!

Es ist mir allerdings wieder recht gut in diesem wunderbaren Paris ergangen! entgegnete Franklin, indem er sich behaglich und schmunzelnd in seinem Sessel ausstreckte. Die Damen von Paris gaben mir gestern ein Fest im Stadthause, welches das glänzendste und rührendste war, dem ich bisher beigewohnt habe. Nachdem ich mich wie ein Seliger im Paradiese Mahomets befunden hatte, wurde endlich aus dreihundert Damen die anerkannt schönste auserwählt, welche den Antheil der französischen Frauen an der errungenen Freiheit Amerika's zu erkennen geben sollte. Es war die Gräfin Diana von Polignac, eine der geistreichsten Damen des Hofes, die jetzt mit einem Lorbeerkranz auf mich zutrat, und sich nicht nur damit begnügte, mir denselben auf meine weißen Locken zu drücken, sondern auch noch zwei Küsse auf meine Wangen hinzufügte, hier auf die rechte einen und hier auf die linke einen, während die ganze Versammlung feierlich und athemlos auf den herrlichen Klang dieser Küsse lauschte. So hatte es das Festprogramm vorgeschrieben, und Ihr könnt Euch denken, mit welcher Andacht ich in meiner Eigenschaft als Abgesandter der unabhängig

gewordenen Amerikaner unter diesen Küssen stillhielt, die mehr waren als eine bloße Depesche, die von Paris nach Amerika zu befördern gewesen wäre. *)

Und was machte der Hof für Gesichter dazu? fragte Chamfort mit dem beißenden Anflug, den alle seine Bemerkungen hatten. Man sagt, daß Gräfin Diana darüber eine starke Zurechtweisung von dem König empfing. Oder vielmehr soll er ihr ein gewisses, zum Nachtgebrauch bestimmtes Gefäß zum Geschenk übersandt haben, welches er für die schöne, enthusiastische Gräfin auf der Porzellan-Manufactur zu Sèvres besonders anfertigen ließ. Auf dem Boden dieses interessanten Gefäßes aber befand sich Euer Medaillon angebracht, und auch die berühmte lateinische Inschrift darunter, die einst unser d'Alembert auf Euch gedichtet, fehlte nicht:

„Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter.“**)

Die Geschichte soll sich in der That so zugetragen haben, erwiderte Benjamin Franklin, aus vollem Halse lachend, indem er sich, wie dies in seiner beständigen Gewohnheit lag, vergnügt die Hände rieb. Dann pflegte er auch die Worte: ça ira! ça ira! hinzuzufügen, mit denen er gern seine Sätze schloß, auch wo es nicht gerade der Sinn seiner Aeußerungen zu erfordern schien.

Ça ira? wiederholte Chamfort. Wollt Ihr damit die Absicht Seiner Majestät bekräftigen, die Euern Kopf in ein so zartes Verhältniß zur Gräfin Diana rückte, und Euch, dem berühmten Physiker, der die Erfindung des Blitzableiters gemacht, die Kraft zutraute, auch

---

*) Mémoires de Madame Campan I. 233.

**) „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis.“ Vgl. Condorcet Mémoires I. 166.

einem solchen Blitzstrahl, bei dem jedem Andern Hören und Sehen vergehen würde, siegreich die Stirn bieten zu können?

Es ist wahrlich genug davon, lieber Chamfort! fiel Madame Helvétius jetzt heftig dazwischen, indem ihre liebliche, fast mädchenhafte Stimme einen ernstlich erzürnten Ausdruck annahm. Diese Richtung der Gespräche haben wir doch sonst immer den Hofkreisen und den Aristokraten, welche den Ton der Regentschaft nicht vergessen können, überlassen.

Ich wollte ja auch nur den Hof damit charakterisiren! versetzte Chamfort lebhaft, indem er mit seinen schönen, ausdrucksvollen Augen die Verzeihung der Freundin anflehte. Die Geschichte, die für unseren allverehrten Franklin ja blos schmeichelhaft sein kann, beweist am Ende doch nur, daß der König seine Opposition gegen den amerikanischen Enthusiasmus, in welchem die französische Nation selbst zum Erstenmal freie Luft holt, nicht offen hervortreten zu lassen wagt, sondern in geheime Symbole, von denen eigentlich nicht gesprochen werden darf, verkleidet. Die Königin ist auch darin weit offenherziger, und wie sie ihre Liebenswürdigkeit und muntere Laune selbst da walten läßt, wo sie damit gegen alle Etikette verstößt, so stellt sie auch den Sympathieen für die Freiheit Amerikas ihren Verdruß hinlänglich gegenüber.

Es wird einmal wohl nicht zu leugnen sein, nahm Franklin jetzt mit einiger Feierlichkeit das Wort, daß wir Amerikaner Euch Franzosen jetzt etwas auf die Beine zu bringen anfangen. Wir haben durch unsern siegreichen Freiheitskampf der Tyrannei aller Länder und Völker gegen den Kopf gestoßen, und dieser Kopf hat danach beträchtlich zu wackeln begonnen. Wir verdanken es Gott und unserem hochherzigen Washington, daß wir aus der Sklaverei, in welche der egoisti-

sche Uebermuth der Britten ein freigebornes Volk geschlagen, uns erheben konnten, um wieder Menschen und Männer zu werden. Aber dann verdankten wir es auch Euch Franzosen, daß wir vorwärts und an's Ziel kamen, denn bei unserer Erhebung reichtet Ihr uns Euere Freundeshand, und beweglich und elektrisch, wie Ihr seid, gabt Ihr der Volksmeinung in ganz Europa einen Schwung zu unseren Gunsten, so daß der Muth Englands gegen uns schon dadurch flügellahm wurde. Ja, Ihr waret die erste Macht, die nach unserer glorreichen Revolution ein Schutzbündniß und einen Handelsvertrag mit dem neuen Freistaat abschloß. Und für die Fortsetzung unseres Kampfes sahen wir Euere besten und edelsten Söhne unter unseren Mitstreitern. Rochambeau und der herrliche Heldenjüngling Lafayette, wurden sie uns nicht durch Euch gesandt, um uns die Palme der Freiheit erobern zu helfen? Und nun ist es an uns, dankbar gegen Euch zu sein, Ihr lieben Franzosen. Und womit könnten wir Euch unsere Dankbarkeit besser beweisen, als dadurch, daß wir Euch jetzt mit unserer amerikanischen Freiheit in Leib und Seele hineinkriechen, und Euch mit der Lust, frei zu werden und frei zu sein, in allen Euern Gliedern prickeln? Ja, Franzmänner, es amerikanert schon in Euch, und bald wird es im Schooße der ganzen Menschheit amerikanern. Gebt Acht, was Euch der alte Franklin gesagt hat, das ist eine neue Zeit! Ça ira! ça ira!

Ja, ça ira! rief Graf Mirabeau, indem er sich stürmisch erhob und mit lebhafter Geberde vor Franklin hintrat. Es wird gehen, denn es wird kommen! Amerika hat zu uns gesagt: ça ira! und dieses Euer Lieblingswort, edler Franklin, das wir als bedeutungsvollen Ruf von Euch aufnehmen, wird einst auch in die französische Freiheit hereintönen und die Massen

unseres Volkes durchrauschen. Wir wissen genau, was wir Euch verdanken, aber wir wissen auch, was Frankreich einst sich selbst schuldig sein wird. In Amerika haben die Glocken der Freiheit schon geläutet, aber Frankreich, diesen Wunderton der Ferne vernehmend, braucht sich nur auf sich selbst zu besinnen, um aus dem Traum seiner Knechtschaft emporzufahren. Ja, es war ein langer, schwerer Traum, diese Knechtschaft Frankreichs unter seinen Königen, aber die Knechtschaft ist die eigentliche Schule der Freiheit, und Paris ist ohne Zweifel der Hauptsitz dieser Schule für die moderne Welt geworden. In Amerika hat ein großes, zukunftvolles Volk sich auf seine eigene bürgerliche Kraft gestellt, und wir sehen ihm einstweilen noch mit Neid und Bewunderung nach. Aber in Frankreich, in Paris hat die Philosophie sich schon lange zur Lehrmeisterin der Freiheit gemacht, und hat zuerst die Geister bewaffnet, um die Fesseln der Knechtschaft an den Gelenken der Menschheit durchfeilen zu lassen. Oh, ich erinnere mich noch des ungeheuren Eindrucks, mit dem die Mähr von Euern Unabhängigkeitskämpfen, ihr glorreichen Amerikaner, zu mir in mein dunkles Gefängniß drang! Es war mir, als wenn der ganze Schloßthurm von Vincennes, in dem ich damals saß, sich bei diesen Nachrichten über meinem Haupte spaltete und in einem Strom von Licht und Feuer auseinander ging. Denkt Euch einen armen gefangenen Menschen, wie ich es seit Jahren gewesen, im Kerker gehalten durch die Tyrannei eines Vaters, der alle seine Kinder und Angehörigen wie Sklaven behandelte. Und in diesem unsäglichen Drangsal von einem ganzen Volke zu hören, das seine Ketten zerbrochen hat! Ihr könnt Euch denken, welches Glück und welche Qual mich damit zu gleicher Zeit bestürmen mußten. Ich glaubte es nun hinter meinen feuchten Kerker-

wänden nicht mehr aushalten zu können. Ich dachte es mir schön, Soldat zu sein in dem Kampfe, in dem die neue Welt das Joch der alten abschütteln wollte, und ich schrieb an den Grafen von Maurepas, daß man mir die Erlaubniß geben möchte, nach Amerika zu ziehen und Kriegsdienste zu nehmen. Ich versprach, dort am liebsten sterben zu wollen, und bat zugleich im Namen der Gesellschaft, zwischen einen unnatürlich erzürnten Vater und seinen Sohn die versöhnende Weite des Meeres treten zu lassen. Aber meine Klagen und Bitten verhallten unerhört, wie so viele andere, und ich blieb einsam in meinem Kerker zurück. Da faßte ich in bangen Nächten Entschlüsse, die über mein ganzes Leben reichen werden, und ich nahm mir vor, einst für Frankreich zu kämpfen, wie ich es in Amerika gewollt hatte. Ich dachte an Montesquieu, an Voltaire, an Mably, an Rousseau, die den Franzosen das Licht geschaffen haben, und ich gelobte mir, den Franzosen die Bewegung zu schaffen, und damit das Werk jener großen Geister zu seiner letzten Ausführung zu bringen.*)

Franklin hatte sich bei diesen Worten von seinem Sitz erhoben und stand, auf seinen Stock gestützt, den er niemals aus der Hand zu legen pflegte, in einer nachdenklich zuhörenden Stellung da. Nachdem Mirabeau geendet, betrachtete er ihn lange mit ernsten, durchdringenden Blicken und schien sein ganzes Aussehen in allen Einzelnheiten zu mustern. Die gewaltige Stirn Mirabeau's glühte noch von den Gedanken, denen er so eben in leidenschaftlicher Erregung Worte gegeben hatte, und in seinen Haaren, die sich flatternd

---

*) Montigny Mémoires sur Mirabeau II. 267. Peuchet Mémoires sur Mirabeau II. 295. Cadet de Gassicourt Essai sur la Vie de Mirabeau. (Oeuvres de Mirabeau VI. XXII.)

wie eine Mähne über seinen Kopf legten, schien es wie knisternde Funken zu sprühen.

Franklin rückte wie zum Zeichen seiner Achtung, die er nicht vorenthalten zu dürfen glaubte, an seinem schwarzen Käppchen, und sagte dann mit einer herzlichen Betonung: Junger Mann, Ihr gefallt mir ausnehmend, und ich möchte Euch gern so recht von Herzen meine Liebeserklärung machen. Trügt mich nicht Alles, so werdet Ihr einst der Mann der That für die Ideen dieses Jahrhunderts sein und die junge amerikanische Freiheit wird durch Euch in Frankreich ihre Blüthe erleben. Wir werfen uns darum nicht eitel in die Brust, wenn wir glauben, daß die junge amerikanische Freiheit der neue Most der Völker ist, der jetzt in Euch Franzosen treiben wird, um Euch den ächten Feuerwein der Zukunft gewinnen zu lassen. Aber die Amerikaner haben ihr Blut vergossen für die Freiheit und Unabhängigkeit, und Blut ist immer ein großes Beispiel und ein großer Segen, wodurch alle Herzen getränkt werden und alle Entschlüsse reifen. Was ich selbst dabei gethan habe, ist gering gewesen. Habe ich doch kaum andere Verdienste, als daß ich mir in meiner schlichten Herzenseinfalt die Gesellschaft am besten aus Liebe, Brüderlichkeit und Arbeitsamkeit und aus der darauf begründeten Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen zusammengesetzt dachte. Wenn meine Landsleute diese Gesinnung in mir so reichlich anerkannt haben, daß sie den armen Buchdrucker mit den wichtigsten Aufträgen und Stellen im Staate zu bekleiden anfingen, so habe ich dies der Glorie zu danken, in der Jeder erscheint, der seine Zeit so recht in ihrem innersten Grunde versteht. Aber wenn ich solche Gaben sehe, wie sie Euch, Graf Mirabeau, kleiden, und wie sie an so vielen bedeutenden Männern in diesem Kreise hervorstrahlen, so meine ich, daß die

Bewegung in Frankreich, sobald einst ihre Stunde geschlagen hat, ein glänzendes Fest der ganzen Menschheit sein wird!

Hört! hört! rief Chamfort mit dem hellen, trompetenartigen Klang seiner Stimme. Der große Amerikaner lockt uns, daß uns die Seele im Leibe lachen muß, und wahrhaftig, der Mann, der den Blitzableiter und den elektrischen Drachen erfunden und das Nordlicht zu erklären gesucht hat, der ist auch der Mann dazu, um die ungeheure elektrische Materie Frankreichs ausströmen zu machen. Wir haben auch hier in der letzten Zeit Versuche mancherlei Art in Physik und Chemie getrieben, denn wenn man daran denkt, den Geist einer ganzen Nation zu erneuern, und das Reich der Freiheit in ihr aufzubauen, so schlägt man zuerst das Buch der Natur vor sich auf, und sucht aus den Gesetzen derselben zu ergründen, wie jedes Ding um seiner selbst willen vorhanden ist, und wie es durch sich selbst zu bestehen, durch sich selbst zu leben, zu jubeln und zu genießen vermag. Aber als wir zuerst von Euch hörten, Vater Franklin, daß Ihr den elektrischen Drachen erfunden hättet, da geriethen wir hier außer uns vor Freude, und glaubten damit die wahre Maschine der Zeit hergestellt zu sehen. Wie Ihr Euern Drachen habt in die Höhe steigen lassen, um die elektrische Kraft aus den Wolken selbst herabzuziehen, so entdeckten wir seitdem, daß auch die Franzosen in ihrer eigenen Nationalkraft einen solchen elektrischen Drachen besitzen, den sie bald werden steigen lassen müssen, um die Luft ihrer höheren Regionen zu untersuchen, und sich daraus vermittelst dieses Leiters herabzulangen, was der Nation gehört. Ihr seht, wir lassen Euch gern als unsern Lehrmeister gelten, und mein Freund Mirabeau, wenn er auch den stolzen Franzosen spielen zu müssen glaubt, gehört doch

zu den Ersten, die solche elektrische Drachen in Frankreich haben steigen lassen, wie zum Beispiel seine göttliche Schrift über den Despotismus. Hat er mit dieser nicht schon die ungeheure Elektricität des Gewitters bewiesen, das über Frankreich heraufzieht und sich wohl bald, bald über unserm Haupte entladen wird? —

In diesem Augenblick wurde durch den Diener Herr Etienne Montgolfier gemeldet. Die Nennung dieses Namens brachte in der Gesellschaft eine lebhafte Bewegung hervor, und man erinnerte sich der Neuigkeit des Tages, welche durch die zuletzt aus Paris angekommenen Gäste bestätigt wurde.

Inzwischen trat Etienne Montgolfier ein, welcher dem größeren Theil der Anwesenden schon persönlich bekannt war, und von Madame Helvétius mit zuvorkommender Freundlichkeit empfangen wurde. Er war ein noch ziemlich junger Mann von einigen dreißig Jahren, der auf seinem interessanten, bleichen Gesicht die Spuren der großen Anstrengungen und Kämpfe verrieth, die er bisher an sein mit so wunderbarem Erfolg gekröntes Streben gesetzt hatte. Zugleich machte er in seinem ganzen ungemein einfachen Auftreten den Eindruck der liebenswürdigsten Bescheidenheit und Schüchternheit, die sich auch in der Anspruchslosigkeit ausgedrückt hatte, mit der er die Erfindung des Luftballons größtentheils von sich abzulehnen suchte, um sie vorzugsweise seinem Bruder Joseph, mit dem er alle Arbeiten gemeinschaftlich gemacht, zuzusprechen. Doch war es anerkannt, daß die Idee der neuen Erfindung zuerst von Etienne ausgegangen, dem auch die Aufgabe zugefallen war, die neue Maschine zuerst in Paris und Versailles zu erläutern und sie dort die entscheidenden Proben ihrer Kraft bestehen zu lassen.

Montgolfier, den jetzt alle Anwesenden mit sicht-

lichem Interesse umringten, bestätigte auf ihr Befragen, daß er heut in Auteuil eine neue Auffsteigung seines Ballons vor dem gesammten Hofe zu zeigen haben werde. Er lud die ganze Gesellschaft ein, dem Schauspiel beizuwohnen und dazu eine Tribüne, die er für sie vorbehalten hatte, zu benutzen, indem er hinzufügte, daß er einen um so größern Werth darauf lege, als er noch einige Verbesserungen mit dem Ballon vorgenommen, die er am liebsten von dem Urtheil so berühmter und sachkundiger Männer geprüft zu sehen wünsche.

Die Zeit unseres Diners ist freilich noch nicht herangerückt, sagte Madame Helvétius ungewiß und zögernd, und ich kann nichts dagegen haben, wenn Sie mir meine Gäste, mit Einwilligung derselben, auf eine Stunde entführen. Vorausgesetzt, daß Ihr Schauspiel nicht länger dauert, denn sonst würde ich ernstlich dagegen protestiren, weil dann mein ganzes Diner in Grund und Boden verderben müßte. Und ich habe heut einige ungewöhnliche Novitäten aufzutischen, besonders einen amerikanischen Schinken, den mir General von Lafayette zum Geschenk übermacht hat, und welchen er in einer direkten Sendung des Generals Washington aus dessen eigener landwirthschaftlicher Fabrik empfing. Ihr könnt Euch denken, daß man einen solchen Schinken nun auch in seiner vollendetsten Zubereitung und in seinem zartesten Gelingen erscheinen zu lassen wünscht. Auch wird unser liebenswürdiger Freund, der Marquis von Lafayette, noch selbst zu unserm Diner eintreffen. Nicht minder erwarte ich Diderot, der, obwohl er seit einigen Tagen recht betrübend kränkelt, mir doch versprochen hat, zu kommen. Ich werde daher hier bleiben müssen, bis auch diese eingetroffen sind, damit sie nicht mein ganzes Haus ausgeflogen finden. —

Montgolfier schien zwar von dieser Auskunft befriedigt zu sein, hatte aber sichtlich noch einen Wunsch auf seinem Herzen, den er auszusprechen zögerte. Endlich trat er damit hervor, daß es ihm darum zu thun sei, einige Vögel und Hausthiere auf seiner diesmaligen Luftreise mitzunehmen, und er wandte sich an Madame Helvétius mit der Bitte, ihm zu diesem Zweck einige Bewohner ihres Hofes zu überlassen. Er versprach, daß den Thieren durchaus kein Leid geschehen würde, denn der schon neulich angestellte Versuch mit ihnen sei vollständig glücklich ausgefallen und solle auf den Wunsch des Herzogs von Chartres, der heut mit aufsteigen werde, wiederholt werden. Der Herzog, welcher der Entdeckung der neuen Kraft ein besonderes Interesse bewiesen, habe sich auch die Begleitung der verschiedenartigsten Thiere ausbedungen, um die Wirkungen der Atmosphäre auf dieselben zu beobachten. Montgolfier fügte hinzu, daß es ihm deshalb um einige ausgezeichnet schöne Exemplare zu thun sei, wie er sie nur bei Madame Helvétius finden könne.

Madame Helvétius schüttelte lächelnd mit dem Kopf und sagte dann mit einigem Eifer: Nein, mein lieber Montgolfier, von meinen Thieren, die mir sämmtlich an's Herz gewachsen sind, kann ich kein einziges dazu verabfolgen lassen. Denn ich würde es Euch und mir nie vergeben, wenn auch das schlechteste meiner Geschöpfe sich bei dieser Gelegenheit das Genick bräche. Und von meinen Vögeln könnte ich Euch auch nicht eine lahme Meise hergeben, denn um diese Zeit ist Alles bei mir ausgeflogen. Ich halte mein Vogelhaus auf dem Hofe den Tag über nie verschlossen, was dann fliegen will, fliegt weit über die Felder und Gärten hinaus, und mit Einbruch der Nacht kommen sie alle regelmäßig und treu wieder

hereingeflattert. Es ist meine Familie, die zu mir gehört, ich kenne und liebe jedes einzelne darunter, und keines möchte ich zum Experiment für den Herzog von Chartres hergeben. Ihr seht auch, die ganze Volière draußen ist leer.

In dem fast heftigen Eifer, der sie ergriffen, stieß Madame Helvétius einen Fensterflügel auf, der nach dem Hof hinausging, und man erblickte dort das große und prächtige Vogelhaus, welches in der Mitte des Hofes aufgebaut war, und dessen Thurm und Drahtfenster sich sämmtlich und nach allen Seiten hin geöffnet zeigten.

Montgolfier schwieg erröthend und gab durch eine Verbeugung zu erkennen, daß er alsdann auf diesen Wunsch verzichten werde. Graf Mirabeau aber näherte sich ihm, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte und mit der vornehmen Miene eines Beschützers zu ihm sagte: Vielleicht kann ich Ihnen einigermaßen aus der Verlegenheit helfen, Herr Montgolfier. Unsere Freundin, Madame Helvétius, hat ein zu empfindsames Herz für ihre Thiere, auch fürchtet sie ohne Zweifel eine sittliche und physische Ansteckung derselben, wenn sie in der Gesellschaft des Herzogs von Chartres auch nur einige Minuten zubringen sollen. Aber ich habe einen Hund, Miß Sarah genannt, an den mich zwar auch eine schon lange bestehende Neigung fesselt, der mich aber seit einiger Zeit durch tausend Unarten ärgert, die ich ihm nicht wieder abgewöhnen kann. Ich habe ihm daher schon lange eine außerordentliche Strafe zugedacht, und Miß Sarah kann dieselbe jetzt am besten in Empfang nehmen, indem ich sie zur Gesellschaft eines Prinzen des königlichen Hauses, wie der Herzog von Chartres ist, verurtheile. Ich bin auch begierig zu sehn, welchen Einfluß nicht die obere Luftatmosphäre, sondern die vertraute Nähe eines so hohen

privilegirten Herrn auf die Hundenatur meines Lieblings äußern wird. Mein Hund ist draußen auf dem Hofe, und ist Euch mit seiner Person gedient, Herr Montgolfier, die, beiläufig gesagt, von sehr seltener Schönheit ist, so werde ich Euch Miß Sarah nachher zuführen, sobald wir uns zu Euerem Schauspiel begeben werden.

Diese Worte schienen bei der Gesellschaft einen merkwürdigen Beifall zu finden, der in leisem Gemurmel und dann in einem allgemeinen Gelächter geäußert wurde. Montgolfier jedoch säumte nicht, das ihm gemachte Anerbieten dankbar anzunehmen.

Ich möchte aber noch eine Fürbitte bei Madame Helvétius wagen! rief Chamfort mit launigem Ausdruck. Sollte es nicht doch angemessen sein, auch aus dem philosophischen Landhause von Auteuil einen kleinen Beitrag zur Gesellschaft des Herzogs von Chartres zu liefern? Ich würde dazu die alte schwarze Katze vorschlagen, welche uns Alle durch ihr bösartig gravitätisches Wesen schon oft genug geärgert, und die erst neulich die schönen Hände unserer Freundin zerkratzte. Ich weiß zwar, diese Katze stammt noch von dem großen Helvétius, Eurem Gemahl, her, der sie liebte, und unter dessen Schreibtisch sie immer sitzen mußte, wenn er an seinen philosophischen Werken arbeitete. Der Heros des Materialismus setzte dann oft, indem er schrieb, seine Füße auf den elektrischen Rücken dieser Katze, und seine gewaltige Lehre, wonach er das ganze Wesen des Menschen nur für physische Sensibilität erklärte, wurde gewissermaßen auf diesem funkensprühenden Katzenfell ergründet. Die Katze Tamtam ist dadurch ohne Zweifel eine welthistorische Katze geworden, und wenn sie daraus ihr Recht herleitet, kratzig und bissig gegen ihre alten Freunde zu sein, so wollen wir sie dafür jetzt etwas abstrafen.

Außerdem würde es doch die größte Genugthuung für uns sein, diese vielbedeutsame Katze des Helvétius, in der gewiß einer der Urdämonen steckt, mit dem liebenswürdigen Herzog von Chartres zusammen in die Luft zu schicken. Sie, die das neue System des Jahrhunderts hat entstehen sehn und vielleicht erschaffen helfen, würde das interessanteste Vis-à-vis für einen Prinzen sein, der uns den Sündengipfel einer alten, von uns verworfenen Zeit in erstaunlicher Größe darstellt.

Sehr raffinirt und sehr paradox, wie immer, aber auch nicht übel, wie immer! erwiderte Madame Helvétius. Nun, meinetwegen, Tamtam soll Euch mit Vergnügen zu Diensten stehen, Herr Montgolfier. Ich werde Auftrag geben, Euch die schwarze Reisegefährtin sogleich herbeirufen zu lassen.

In diesem Augenblick hörte man ein leises Knarren an der einen, nach Hof und Garten hinausgehenden Flügelthür des Salons. Dieselbe war nicht eingeklinkt gewesen und öffnete sich jetzt wie von selbst zu einer Spalte, durch welche eine große schwarze Katze hereintrat. Ihr Erscheinen in diesem Moment brachte eine unwillkürliche Ueberraschung bei den Anwesenden hervor, von der auch Madame Helvétius sich so betroffen fühlte, daß sie die Katze ungehindert durch den Salon auf sich zuschreiten ließ.

Die Katze setzte sich wie hülfeflehend zu den Füßen ihrer Herrin nieder und schmiegte sich an den Kleidern derselben fest, indem sie mit pathetischem Schnurren ihren langen Schweif emporringelte.

Fort mit Dir, alte Tamtam! rief Madame Helvétius zürnend. Du bist wieder so zudringlich, weil Du auf Deine Vergangenheit trotzen zu können glaubst.

Der Salon hatte sich aber plötzlich noch mit einer Menge anderer Thiere gefüllt, welche durch die offen

gebliebene Spalte der Thür eingedrungen waren. Darunter befanden sich nicht nur mehrere der größeren Bewohner des Hauses, selbst eine Ziege, welche bartschüttelnd und mit einer fragenden Bewegung ihres Kopfes am Eingange stehen blieb, sondern es flatterte auch eine ganze Schaar Vögel herein, die von ihrem Ausfluge auf die benachbarten Felder früher als sonst zurückgekehrt zu sein schienen und in auffallender, ängstlicher Unruhe ihre Herrin suchten, welche sie diesmal nicht, wie sonst, körnerstreuend und mit freundlichen Worten lockend, am Vogelhause empfangen hatte.

Madame Helvétius sah mit dem höchsten Ausdruck des Erstaunens diesem ihr unerklärlichen Treiben ihrer Lieblinge zu, die sich ihr auf Hals und Schultern setzten, und, mit den kleinen Flügeln unaufhörlich anschlagend, ihre Schnäbel öffneten, um die Küsse, welche sie sich gewöhnlich von den Lippen ihrer gütigen Gebieterin holen durften, zu erwarten. Zwei Zeisige hatten sich sogar auf den neuen Kopfputz der Madame Helvétius zu setzen gewagt und pickten lustig an den Kräutern und Blättern, welche den neumodischen Aufsatz zierten.

Es muß etwas zu bedeuten haben, daß ihr heut so früh zurückkehrt! sagte Madame Helvétius, die unverschämten Zeisige mit der Hand fortjagend. Ihr schwärmt sonst bis zur sinkenden Abendsonne umher, ihr Wildfänge, ehe es euch einfällt, wieder zur Volière heimzufliegen und eurer alten Freundin den Abendgruß zu bringen. Und jetzt stört ihr mich im Salon und unter meinen Gästen. Was in aller Welt wollt ihr denn? Hat euch etwas Ungewöhnliches draußen verscheucht und geängstigt?

Die Antwort auf diese Frage wurde in demselben Augenblick durch ein donnerähnliches Getöse gegeben,

welches sich aus der Ferne her vernehmen ließ und bald erkennbar näher kam.

Es sind die Equipagen des Hofes, welche soeben in Auteuil einfahren! sagte Chamfort, indem er lachend an's Fenster eilte. Das Thierparadies unserer Freundin, in dem sie selbst als Engel waltet, hat die Schlange des Hofes in seiner Nähe verspürt und ist darüber vor Entsetzen auseinandergestoben. In der That, das ist ein Höllenlärm, der ganze Hof mit seinem Gefolge, zehn, zwölf Wagen, und daneben und dahinter noch eine Reihe glänzender Reiter, Herren und Diener. In dem stillen Auteuil hat man nie den Hof gesehen und gehört, und was Wunder, daß die Thiere auf den Feldern und Wegen aufschrecken und ängstlich nach Hause eilen.

Herr Montgolfier empfahl sich jetzt, da die pünktliche Ankunft des Hofes ihn schleunigst abrief, um seine Vorbereitungen für die Aufsteigung seines Ballons zu vollenden. Er nahm noch die Versicherung mit, daß die Thiere zur rechten Zeit an Ort und Stelle sein würden.

Die Gesellschaft schickte sich jetzt ebenfalls an, das Haus zu verlassen, um dem Schauspiel beizuwohnen, nachdem die Verabredung erneuert worden, daß Madame Helvétius mit den später eintreffenden Freunden nachkommen werde.

---

## II.

## Der Hund des Mirabeau und die Katze des Helvétius.

Auf dem großen und geräumigen Platze, welcher in der Mitte von Auteuil lag, waren die Tribünen

für Hof und Publikum, welche dem dritten Experiment Montgolfiers mit seinem Ballon beiwohnen wollten, aufgeschlagen worden.

Schon vor Ankunft des Hofes hatten sich die dem größeren Publikum bestimmten Tribünen mit Zuschauern aller Art, die aus Paris und der Umgegend herzugeströmt waren, überfüllt, und es drückte sich in der buntgemischten, dichtgedrängten Menge bereits die lebhafteste und ungeduldigste Erwartung aus, die sich auch mit mancherlei scharfen und rücksichtslosen Aeußerungen über den Herzog von Chartres färbte, dessen Absicht, heut mit dem Ballon in die Luft zu steigen, bereits allgemein bekannt war. *)

Die Gesellschaft aus dem Landhause der Madame Helvétius langte auf den ihr vorbehaltenen Plätzen an, nachdem sich der Hof bereits vollständig in den zu seiner Aufnahme eingerichteten, mit Sammet und Gold prächtig ausgeschlagenen Logen versammelt hatte.

In der gerade in der Mitte liegenden Loge erblickte man den König und die Königin und neben derselben die Prinzessin von Lamballe, die seit Kurzem durch die ungewöhnliche und zärtliche Liebe, welche ihr Marie Antoinette widmete, auch zur Intendantin des Haushalts der Königin ernannt worden war.

In zwei andern Logen rechts und links hatten die Brüder des Königs, Monsieur, der Graf von Provence, und der Graf von Artois, mit ihren Gemahlinnen und ihrem Hofstaat Platz genommen. In einer dritten Loge sah man den Herzog Louis Philipp von Orléans, den Vater des Herzogs von Chartres, zu seiner Seite die schöne Frau von Montesson, mit der er seit Kurzem in heimlicher Ehe verbunden war.

---

*) Vgl. Soulavie Mémoires du règne de Louis XVI. T. II. 109.

Auch erblickte man unter den Würdenträgern des Hofes den neuen Finanzminister Herrn von Calonne, der erst im vorigen Jahre zu der von Tag zu Tag schwieriger werdenden Aufhülfe der zerrütteten Finanzen Frankreichs berufen worden.

Als der Hof eingetreten war, hatte sich zuerst auf allen Tribünen ein tiefes, lautloses Stillschweigen, das nicht sowohl einen gleichgültigen als vielmehr einen peinlichen und unheimlichen Charakter zu haben schien, wahrnehmen lassen.

Die Zeit schien vorüber, wo der junge König sich von den jauchzenden Zurufungen der Nation, die ihn vor zehn Jahren bei seiner Thronbesteigung empfangen hatten, bei seinem öffentlichen Erscheinen umgeben sah. Damals, wo Frankreich nach dem Tode des lasterhaften und verbrecherischen Ludwigs XV. einen Augenblick aufathmete, war ihm der jubelnde Beinamen des Ersehnten (le Desiré) entgegengeflogen, aber der damals neunzehnjährige König hatte an diesem Namen selbst keinen Geschmack gefunden. Er wollte sich durch seine Thaten den Namen eines Wohlthäters des Volks verdienen. Seitdem aber schien die Nation nur stumm, mürrisch und voll Mißtrauen gegen ihn zu sein, wo und wie sich auch Ludwig XVI. in der Oeffentlichkeit zeigen mochte.

Das Schweigen, welches man heut dem Hofe bei seinem Erscheinen entgegenstellte, charakterisirte sich jedoch auf eine bedenklichere Weise als je durch den Gegensatz, in welchen das Publikum beim Anblick Franklins verfiel, der kaum an die Brüstung der Tribüne vorgetreten war, um seinen Platz einzunehmen, als man sich auch schon von allen Seiten stürmisch erhob, und unzählige, nicht enden wollende Lebehochs für Franklin, die von den geschwungenen Tüchern der Damen begleitet wurden, den Raum durchflogen.

Franklin begnügte sich, mit seinem eigenthümlichen, herzgewinnenden Lächeln an seinem schwarzen Käppchen zu rücken, um seinen Dank zu erkennen zu geben. Dann ließ er sich zwischen Mirabeau und Condorcet nieder, an deren Arm er eingetreten war, und kreuzte seine Arme über seinem Stock, auf welchen er sich nachdenklich, und mit einem drollig besorgten Blick auf die ihnen gegenüberliegenden Logen des Hofes stützte. Hinter ihnen in der zweiten Reihe hatten Chamfort und Cabanis neben einander Platz genommen.

Das Publikum schien ein großes Interesse an der Beobachtung dieser ganzen Gesellschaft zu nehmen, welche sich mit Franklin eingefunden hatte. Namentlich waren auch Mirabeau und Condorcet der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man kannte den Antheil, welchen auch diese Männer mehr oder weniger an dem in Paris berathenen Verfassungswerk für die freigewordenen Amerikaner genommen haben sollten, und die Ideen der Freiheit und Gleichheit und der Menschenrechte hatten sich zuerst an den Namen Franklin, Condorcet und Mirabeau in Umlauf zu setzen begonnen.*)

Ueber das Gesicht des Königs hatte sich bei diesem Vorgang, durch welchen Franklin von neuem öffentliche Huldigungszeichen des französischen Volkes empfing, eine ihn trübe beschattende Wolke gebreitet. Die edeln, die innerste Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit abspiegelnden Züge seines Antlitzes hatten ohnehin leicht einen melancholischen Anstrich, und es trat dann in Momenten, die ihn verstimmt zeigten, leicht eine gewisse unglückliche Haltung seines Wesens hervor, welche durch mancherlei Nachlässigkeiten, in denen sich seine persönliche Erscheinung gefiel, besonders aber

*) Mémoires de Madame Campan. I. 236.

durch die beständige Unordnung seiner Haare, noch auffallender hervorgehoben wurde.

Während der König Ludwig XVI. beim Anblick des Publikums in ein trübes Nachsinnen zu verfallen schien, hob die Königin Marie Antoinette in diesem Augenblick nur um so stolzer und siegesgewisser ihr schönes Haupt empor. Sie ließ sogar ihre Blicke mit einem entschiedenen spöttischen Ausdruck im Publikum umherschweifen und betrachtete dasselbe, sich übermüthig zurücklehnend, mit einer halb mitleidigen, halb geringschätzigen Miene.

Der Enthusiasmus der Franzosen für Franklin war der Königin nicht nur persönlich zuwider, sondern sie erkannte auch darin, mit weit schärferem Taktgefühl als Ludwig XVI. selbst, die Neigung des Volkes, den Vertreter einer Republik in dem alten Amerikaner zu feiern, und damit der Monarchie und dem Königsthron eine beleidigende Grimasse zu schneiden. Marie Antoinette war zu stolz und zu ehrlich, um ihre eigene Herzensmeinung zu verbergen oder der Masse gegenüber auch nur einen Augenblick lang in einen duldsameren und versöhnlicheren Schein zu verkleiden. Sie hatte dadurch die Zahl ihrer Feinde bereits auf allen Seiten gemehrt und eine Mißstimmung gegen sich hervorgerufen, die sich täglich an ihrem Muthwillen, an ihrem Spott und an ihrem freimüthigen Widerspruch gegen Alles, was ihr nicht angenehm und entsprechend war, steigerte.

Man erkannte es aber auch jetzt an dem reinen, harmonischen Ausdruck ihrer Schönheit und an der glänzenden Heiterkeit und Sicherheit ihres Auftretens, daß Marie Antoinette sich durchaus in keinem ernsten Mißverhältniß zum Publikum und zur Nation befangen fühlte. Auf ihren in wunderbarer Regelmäßigkeit gestalteten Zügen lag zugleich eine anmuthig

strahlende Gewißheit ihrer selbst, die sich überall in frischer jugendkräftiger Bewegung gehen ließ, und, sobald sie wollte, auch der Andern gewiß sein zu können glaubte.

Aber man sah es grade in diesem Augenblick, wo das Publikum bei der harmlosesten Veranlassung ihr gegenüber war, daß keine Neigung dafür herrschte, die Königin zu bewundern und, wozu man so leicht und dringend aufgefordert sein konnte, ihrer wahrhaft bezaubernden Erscheinung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Königin stand erst in ihrem neunundzwanzigsten Jahre, und machte noch einen um Vieles jüngeren Eindruck, wozu besonders die unendliche Weiße und Zartheit ihres Teints, die frischen lebhaften Gesichtsfarben, und das wunderbar reine und ächte Blond ihrer Haare beitrugen.

Die Gegnerschaft, welche sich im Publikum schon früh gegen Marie Antoinette gebildet hatte, schien jedoch ebenso blind für die Reize ihrer seltenen Schönheit, als unerkenntlich gegen ihre Bemühungen, die Leiden des Volkes durch Wohlthaten und Zuwendungen aller Art zu mildern. Man hatte sich daran gewöhnt, in ihr die Gegnerin der Nation zu sehen, was sie auch immer thun oder beabsichtigen mochte, und jede ihre Handlungen zog einen Schweif von Verläumdungen und gehässigen Chansons hinter sich her, die jede andere Auffassung ihres Wesens verdunkelten.

Bald verbreitete sich auch jetzt ein unangenehmes Geflüster und Gemurmel auf mehreren Seiten des Zuschauerraumes, als die Königin fortfuhr, das Publikum mit stechenden Blicken gewissermaßen herausfordernd zu mustern. Marie Antoinette schien diese ihr entgegengekehrte Stimmung sogleich herauszuempfinden, aber sie scherzte und lachte nur darüber, indem sie, sogar etwas etiquettenwidrig ihre schlanke Gestalt

in die Höhe hebend, sich zur Prinzessin von Lamballe hinüberbog und derselben die anscheinend muthwilligsten Dinge ins Ohr flüsterte.

Wir befinden uns schon wieder in einer charakteristischen Situation! sagte Chamfort, der hinter Mirabeau saß und demselben von hinten die Hand auf die Schulter legte, um ihn aufmerksam zu machen. Die Königin vergnügt sich auch hier auf ihre eigene Hand, worin sie bekanntlich so stark ist. Die nächtlichen Promenaden auf der Terrasse fallen schon lange nicht mehr vor, eine ganze Sturmfluth von satirischen Couplets hat dies unschuldige Vergnügen weggeschwemmt, und nun schafft sich der Muthwillen der geistreichen Königin aus dem Publikum selbst seinen Zeitvertreib und macht sich über die Gesichter des guten französischen Volkes lustig. Seht nur, wie die Adlernase der schönen Frau, die doch fast eine zu scharf gebogene Spitze hat, in diesem Augenblick den feinsten, durchdringendsten Spott ausdrückt, und die fette, österreichische Hängelippe macht so eben ein neues Bonmot, ich wette, ein sehr lustiges, aber auch sehr schneidendes.

Gegen Alles mögt ihr sprechen, aber nur nicht gegen die Schönheit der Königin! entgegnete Mirabeau, indem er sich mit seinen Augen und Gedanken ganz und gar in die Betrachtung der Königin zu verlieren schien. Ich glaube doch einigermaßen Kenner zu sein, aber etwas Vollendeteres und Schöneres, als dies wunderbare Oval ihres Gesichtes, habe ich nie gesehn. Fast wäre sie mir etwas zu mager, aber auch darüber liegt ein Reiz und eine unbeschreibliche Grazie ausgegossen. Der herrliche Bau der ganzen Gestalt ist ohne Tadel, wie kaum je ein Werk aus den Händen der Schöpfung hervorgegangen. In allen Bewegungen ihrer Glieder lacht und dehnt sich so unbefangen

und üppig die ächte Jugend, die nichts von Königthum und Standesprivilegien weiß! Ich dächte, Chamfort, dies engelgleiche Gesicht müßte sich auch in unsere neue Zeit mit hinübernehmen lassen!

Um Gotteswillen, was soll man von Euern Grundsätzen denken, Graf Mirabeau? lachte Chamfort. Ihr seid auf dem Wege, Euch in die Königin zu verlieben, und dann ist es vorbei mit unserer neuen Zeit, die auf Euch als auf ihren Anführer wartet. Und wie, für die neben der Königin sitzende Prinzessin von Lamballe scheint Ihr gar kein Interesse mehr zu haben? Ist diese Prinzessin nicht auch blond und schön, und noch vor langer Zeit waret Ihr stolz darauf, der heimlich begünstigte Freund zu sein, der sich der zärtlichsten Abenteuer mit einer Prinzessin von Geblüt rühmen durfte.

Ihr kennt meine Ansichten von den Frauen, Chamfort, entgegnete Mirabeau, indem er einen langen, glühenden Blick auf die Prinzessin von Lamballe hinüberwarf. Ich weiß, daß wir darüber uneinig bleiben werden, denn Ihr, obwohl der größte Satiriker, den diese Zeit hat hervorgehen lassen, seht doch in den Frauen eine höhere Offenbarung des Genius, und glaubt, daß man einen Bund auf Tod und Leben mit einem Unterrock schließen kann. Meine Ansicht von den Frauen ist bei weitem heiterer. Eine Frau ist ein warmer Blüthentag, den man heut genießen muß, weil man morgen seiner nicht mehr gewiß sein kann. Jede Blüthe ist immer eine Sache von Tag und Nacht, mein Freund, und sie ist heut nur so schön und vielgewährend für uns. Morgen können ihr schon Sonnenschein, Beleuchtung und Wetter nicht mehr günstig sein, und wenn sie nicht hingewelkt und zerflattert ist, sieht sie Euch doch bereits als eine ganz andere, fremdgewordene an. Da hast Du die Ge-

schichte meines Verhältnisses mit der Prinzessin von Lamballe.

Etwas länger, als Tag und Nacht, muß es doch mit Euch gedauert haben, bemerkte Chamfort. Denn sie begünstigte Dich schon, als Du noch auf dem Schloßthurm von Vincennes saßest, und Du verdanktest ihr manchen heimlichen Ausflug nach Paris, den Du zu einem Rendezvous mit der schönen Prinzessin benutzen konntest.*) In der That, sie ist schön, schön durch ihr wundervolles, mildstrahlendes Antlitz, und fast schöner noch durch ihr Unglück, das ihrer ganzen Gestalt diese innere Weichheit und Wehmuth gegeben zu haben scheint. Denn ich halte es für das größte Unglück, das einem edeln, reinen Geschöpf begegnen kann, mit einem Prinzen aus dem Hause Bourbon vermählt worden zu sein.

Sie war ja nur funfzehn Monate an diesen Prinzen Lamballe gefesselt, bemerkte Mirabeau. Ihre einzige Empfindung in dieser abscheulichen Ehe war ein sehr gesunder Ekel, durch welchen sie sich ihr überaus köstliches Naturell bewahrte. Sie sah neben sich einen Prinzen, der, ungeachtet seiner zwanzig Jahre, schon von allen Lüsten und nichtswürdigen Krankheiten zerfressen und aufgelöst war. Sie gestand mir oft, daß sie am Sterbelager dieses erlauchten Elenden gewünscht habe, eine einfache Tochter aus dem Volke geboren zu sein, und niemals den Pesthauch des französischen Hofes kennen gelernt zu haben.

Ah, erwiderte Chamfort lachend, Ihr wollt mir damit nur andeuten, wie meisterlich Ihr Euch darauf versteht, auch die Prinzessinnen von Geblüt demokratisch zu machen, und wie wir Euch darum getrost je-

---

*) Cadet de Gassicourt Essai sur la vie de Mirabeau. (Oeuvres de Mirabeau. T. VI. p. XVIII.)

dem anderen Verhältniß solcher Art überlassen könnten. Nun, Frankreich verläßt sich gewiß in jedem Betracht auf Euere Talente, Graf Mirabeau! Aber gebt Acht, der edele Herzog von Chartres zeigt sich da eben unten im Raum, und spricht mit Meister Montgolfier, wahrscheinlich über die Sicherheit des Ballons, der doch nun hoffentlich bald seine Luftreise wird beginnen können. Ja, ja, es ist nichts Geringes, einen Prinzen des Königlichen Hauses in die Wolken zu befördern, und wenn er auch Muth hat, so muß doch mit aller und jeder Sicherheit für dies kostbare Haupt vorgebeugt werden. Aber Montgolfier hat sich offenbar verspätet, die hellen Schweißtropfen perlen ihm von seiner klugen Stirn, und er arbeitet noch an der Füllung und Aufstellung seiner Maschine, die ihm im letzten Augenblick allerlei Bedenken einzuflößen scheint. Unser Herzog von Chartres wird darüber ungeduldig und kehrt ihm den Rücken. Dann begiebt sich seine Königliche Hoheit tänzelnd und sich spreizend wieder hinter den rothen Sammet-Vorhang zurück, der da unten die für ihn vorbehaltene Tribüne bedeckt.

Es ist ein recht interessantes Ungeheuer, dieser Herzog von Chartres! sagte Mirabeau. Wenn er nicht gleichzeitig so sehr Geck wäre, könnte er für einen ganz tüchtigen Verbrecher gelten, aber seine Schandthaten mischen sich noch immer zu sehr mit seinen Narrheiten, und ich gestehe, daß er es bei mir nicht viel weiter, als bis zum Eindruck einer komischen Figur gebracht hat.

Vielleicht wächst er uns recht bald zur Figur einer Tragödie in die Hände, setzte Chamfort leiser hinzu. Einige Anlagen hat er schon durch die verhängnißvolle Rolle bewiesen, welche er als Schwager des unglückseligen Prinzen von Lamballe gespielt. Er verführte denselben nicht nur nach einem teuflisch angelegten Plan

zu dem lasterhaften und schändlichen Leben, das ihn tödtete, sondern er war auch sein Giftmischer, der ihn mit toll machenden Getränken berauschte und ihn dann durch gemiethete Creaturen mit jener fürchterlichen Ansteckung beglücken ließ. Wäre der Prinz von Lamballe nicht der einzige Sohn und Erbe des reichen Herzogs von Penthièvre gewesen, so würde ihn der Herzog von Chartres vielleicht nicht zum Opfer seiner satanischen Gaukeleien ausersehen haben. Denn er wollte von dem großen Vermögen, das dem Prinzen einst zufallen mußte, einen Theil zu sich hinüberlenken. War dies nun eine komische oder eine tragische Charakter-Rolle, Freund Mirabeau?

Ich muß dabei bleiben, versetzte Mirabeau, daß der Eindruck davon für mich wieder ein komischer gewesen. Denn hätte der Orgien-Herzog, Herr von Chartres, den Prinzen von Lamballe nicht verführt, und das ekelhafte Präparat unserer Hofsittlichkeit aus ihm gemacht, so würde die Prinzessin vielleicht Geschmack an ihrem jungen Gemahl gefunden haben, und sie lebten noch heut in der idyllischen Ehe zweierTurteltauben miteinander. Dann wäre ich der schönen blonden Prinzessin vielleicht nicht in Vincennes begegnet, wo sie sich zufällig befand, als ich dort in meinen Freistunden auf den Festungswällen spazieren ging. Ich wäre ihr nicht durch ihren Begleiter, den Grafen d'Entraigues, meinen alten Freund, vorgestellt worden, und sie hätte ihr liebevolles Interesse an meinem Schicksal nicht auf meine Person übertragen. Diese Vielleichts, Chamfort, sind die wahre Komödie des Lebens, und Ihr seht, Herr Philosoph, ich verdanke eine ganze Mannigfaltigkeit davon den schlechten Streichen des Herzogs von Chartres.

So seid Ihr ihm also obenein noch Dank dafür schuldig! versetzte Chamfort mit einer spöttischen Hei-

terkeit. Aber seht, jetzt tritt er wieder da unten heraus und treibt den armen Montgolfier, doch endlich Alles zur Abfahrt fertig zu machen. Die Ungeduld, sich bei dieser Gelegenheit auszuzeichnen, kribbelt ihm in allen seinen erlauchten Gliedern. Er hat sich heut zu diesem Schauspiel ganz und gar englisch angezogen. Ja, er ist jetzt der Anführer der Anglomanen in Paris geworden und bildet damit ein Stückchen Opposition gegen den übrigen Hof. Was meint Ihr zu diesem englischen Frack des Herzogs von Chartres, Graf Mirabeau? Wie malerisch nimmt sich doch dies Individuum von Geblüt im Frack aus, mit einem solchen Schwalbenschwanz von rothem Scharlachtuch, mit den großen vergoldeten Knöpfen, darunter die schöne Weste von Mousseline, das Beinkleid von schwarzer Seide, und die blau und weiß geflammten Strümpfe! In der Hand hält er höchst zierlich die Badine, das kleine Stöckchen, das er beständig auf und nieder schwingt, und das nicht viel anders sich ausnimmt, als der friedliche Stab, mit dem mein Stiefelputzer mir alle Morgen die Röcke ausklopft.

Ich bin schon froh, daß der Herzog von Chartres bei dieser Gelegenheit überhaupt etwas auf dem Leibe hat, bemerkte Graf Mirabeau. Es ist ja noch nicht lange her, daß er, um eine Wette zu gewinnen, ganz nackt, wie ihn Mutter Natur, oder vielmehr Mutter Sünde geschaffen, von Versailles nach seinem Palais Royal ritt. Ueber die Anglomanie scheint man aber bereits am Hofe von Versailles hinlänglich getröstet. Man weiß recht gut, daß er aus London nichts weiter als den Frack und seine Rennpferde herüberkommen lassen wird. Denn daß er am englischen Parlamentswesen keinen Geschmack bekommen wird, hat er schon durch seinen kindischen Haß gegen unsere unschuldigen französischen Parlamente bewiesen. Wäre er nur erst

recht weit in die Luft hinausbefördert, damit wir endlich zu unserm Diner gelangen könnten. —

Jetzt wurde die Aufmerksamkeit auf eine bisher leer gebliebene Loge hingelenkt, die sich ihnen zur Seite und der Tribüne des Hofes schräg gegenüber befand. Die dort Eintretenden zogen plötzlich die Blicke der ganzen Versammlung auf sich, und ein ungeheurer Jubel, mit einem nicht enden wollenden Beifallklatschen, brach auf der Seite des Publicums los.

Es war der General von Lafayette, dessen Erscheinen in derselben enthusiastischen Weise ausgezeichnet wurde, als es vorher bei dem Eintreten Franklins der Fall gewesen war.

Der junge General, der seit seiner Rückkehr aus Amerika der erklärte Liebling des Tages geworden war, nahm diese ihm dargebrachte Huldigung mit einer leisen, dieselbe fast von sich ablehnenden Kopfneigung entgegen. Er führte an seinem Arm Madame Helvétius herein, die in ihrer heitern und anmuthvollen Haltung neben ihm Platz nahm. Auf der andern Seite Lafayette's war mit ihm der Graf d'Estaing erschienen, der berühmte und tapfere Admiral Frankreichs, der in dem amerikanischen Freiheitskampfe die französischen Hülfsgeschwader befehligt hatte, und seit dem Abschluß des Friedens sich wieder in Paris befand. Er sowohl, als sein Freund Lafayette, trugen auf ihrer Brust den Adler des Cincinnatus-Ordens, jener neuen, zum Andenken an die glorreiche Revolution begründeten Decoration, welche in den Vereinigten Staaten von Amerika zugleich einen eigenthümlich geschlossenen Gesellschaftsbund zu bezeichnen angefangen hatte.

Der Marquis von Lafayette, ein junger Mann von erst siebenundzwanzig Jahren, machte mehr durch den romantischen und abenteuerlichen Kriegsruhm, der so glänzend an seiner Person haftete, als durch seine

äußere Erscheinung, der eine gewisse Freiheit und Sicherheit des Auftretens fehlte, einen hervorragenden Eindruck. Er hatte in allen seinen Bewegungen leicht etwas Linkisches und Ungeschicktes, und dieser Mangel an äußerer Grazie wurde durch eine ungemein kurze Taille, die seiner Gestalt einen ungünstigen Ausdruck gab, noch mehr hervorgehoben. Dies ersetzte sich jedoch bei ihm vollkommen durch den Ausdruck natürlicher Milde und Herzensgüte, der in den gewinnendsten und unwiderstehlichsten Zügen über seinem ganzen Wesen lag, und ihm, in dieser Mischung kindlicher Sanftmuth und charaktervollster Entschiedenheit, zugleich jenen volksthümlichen Zauber lieh, welcher der Gestalt Lafayette's stets eigen geblieben. Das starke Roth seiner Haare störte diese anziehende Freundlichkeit seiner Physiognomie nicht, sondern färbte nur den Ausdruck derselben etwas pikanter und schärfer.

Während Lafayette dem ihm entgegenjubelnden Publikum mit einiger Zurückhaltung gedankt hatte, wandte er sich, Franklin gewahrend, jetzt mit großer Angelegentlichkeit der Begrüßung desselben zu, was von Franklin, der sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit von seinem Sitz erhob, um ihm zu danken, mit nicht geringer Beeiferung, und zugleich mit der ganzen Feierlichkeit, die er sich dabei als Repräsentant des amerikanischen Volkes geben zu müssen glaubte, erwidert wurde.

Als das Publikum sah, wie sich beide Männer mit einer solchen Innigkeit und nicht enden wollenden Küssen, welche sie sich durch die Luft zuwinkten, einander begrüßten, brach es in ein stürmisches Beifallsrufen und Händeklatschen darüber aus.

Lafayette, der mit seinem leicht hingerissenen Gefühl diesem Moment nicht widerstehen zu können schien, schlug, zum Zeichen, daß er die Absichten der Ver-

sammlung verstanden habe, an den kostbaren Degen, welcher seine Seite zierte. Dann zog er denselben rasch und mit einer bedeutsamen Handbewegung aus dem Gefäß und entblößte ihn vor dem Publikum, indem er, jetzt auf beiden Händen den Degen in die Höhe hebend, ihn nach allen Seiten hin dem Publikum entgegenstreckte.

Es war dies der goldene Degen, welchen der Congreß der Vereinigten Staaten dem General Lafayette übersandt hatte, und der ihm durch Franklin im Namen der amerikanischen Unabhängigkeit und zugleich als Symbol des zwischen Frankreich und Amerika begründeten Freundschaftsverhältnisses überreicht worden war.*)

Bei diesem Anblick erhob sich ein donnernder Beifall, der von allen Seiten her die Luft erschütterte.

Auf den Tribünen des Hofes herrschte einen Augenblick lang ein bewegungsloses Schweigen. Das Gesicht des Königs sah mehr betroffen als erzürnt über diese so rücksichtslos in seiner Gegenwart dargebrachte Huldigung aus, aber die Königin, leidenschaftlicher und offener in Allem, was in ihr vorging, schien kaum noch ihre ruhige Haltung bewahren zu können. Doch die Worte, welche sie dem König jetzt hastig zuflüsterte und die ohne Zweifel darauf gerichtet waren, den plötzlichen Aufbruch des Hofes zu veranlassen, wurden von dem Herrscher Frankreichs mit ernster Entschiedenheit abgelehnt.

In der Loge dagegen, in welcher die Brüder des Königs mit ihren jungen Gemahlinnen saßen, wurde eine lustige und fast geräuschvolle Heiterkeit affectirt. Wenigstens mußte das Publikum denken, daß dort über den Vorgang gelacht und gescherzt wurde, da man

---

*) Condorcet Mémoires II. 53.

sich unmittelbar nach demselben einer so auffallenden Lebhaftigkeit überließ. Das geistvolle Gesicht des Grafen von Provence, der sich sonst selten öffentlich zeigte, blitzte in scharfen satyrischen Lichtern auf. Monsieur hatte sich gerade in der letzten Zeit, wo sein offener und geheimer Widerstand gegen die Wiederherstellung der alten Parlamente viel von seinen politischen Grundsätzen hatte reden machen, durchaus als ein Gegner des Volkes hingestellt, und dies Verhältniß war öffentlich bekannt genug, um nicht sein Benehmen in diesem Augenblick ebenfalls auf das Ungünstigste zu deuten. Sein Bruder, der Graf von Artois, der neben ihm saß, ließ sich in den Ausbrüchen seines leichtfertigen und muthwilligen Charakters noch lebhafter gehn, und machte dazu verächtliche Handbewegungen, die im Publikum ohne Zweifel verstanden wurden.

Lafayette hat Recht mit seinem neulichen Ausspruch; es ist eine amerikanische Aera in Frankreich! bemerkte der Marquis von Condorcet, indem er sich zu Franklin wandte, mit dem er sich zuvor in einem anhaltenden Gespräch über die Construction der neuen Luftmaschine und ihren möglichen Nutzen für die Zukunft unterhalten hatte.

Franklin zupfte sich lächelnd an seiner Halskrause, deren ausnehmende Weiße zu den wenigen Eitelkeiten gehörte, denen sich der berühmte Vertreter seines Vaterlandes in seinem Kostüm zu überlassen pflegte.

Dit amerikanische Aera ist schön und verheißungsvoll für unsere Zukunft! bemerkte hinter ihnen Cabanis, der sich bisher, nach seiner Gewohnheit, einem sinnigen und der Gegenwart scheinbar abgewandten Schweigen hingegeben hatte.

Aber, fügte Cabanis schneidend hinzu, die amerikanische Aera sollte nicht mit den trügerisch funkelnden

Ordenssternen der alten Welt ihre republikanische Brust schmücken wollen!

Ihr meint die Medaillen des Cincinnatus-Ordens dort? entgegnete Franklin, indem er seine großen Augengläser in die Höhe schob, und sich mit einem ernsten forschenden Blick zu Cabanis umwandte. Ei, ich dächte, dieser Orden nähme sich da ganz artig und sternenhell auf der Brust des jungen Generals Lafayette und des Grafen d'Estaing aus. Diese im Bilde eines Adlers gestaltete goldene Medaille, beweist sie nicht an der Brust dieser würdigen und tapfern Männer, daß sich Franzosen um die Sache der amerikanischen Freiheit wohl verdient gemacht haben, und auch noch ferner dieser Sache sich zu weihen gedenken? Und dies weiß geränderte blaue Band, an welchem der Adler des Cincinnatus getragen wird, ist es nicht das Symbol des neuen Bundes zwischen Frankreich und Amerika?

Erlaubt mir, daß ich mich auch in dies Gespräch mische, aber mit meinem innigsten und bittersten Haß gegen diesen Euren amerikanischen Cincinnatus-Orden! nahm Graf Mirabeau das Wort. Die Lächerlichkeit, daß ein junger Staat der Freiheit sogleich unter seinen ersten Lebenszeichen einen Orden stiftet, liegt auf der Hand, aber es drohen auch Gefahren darin, die von Euch, würdiger Franklin, gewiß am allerwenigsten verkannt und gering geachtet werden. Es ist gewiß eine große Schwäche von Lafayette, daß er sich zum Commissionnair für Eure amerikanischen Adler hier in Frankreich gemacht hat, und dieselben nicht nur nach Herzenslust an jeden französischen Offizier vertheilt, der nur irgend in einer Eurer Schlachten mitgefochten, sondern auch selbst uns alle Augenblicke mit diesem neuen Orden vor der Nase herumgaukelt. Aber ich habe es längst gesagt, dieser Lafayette ist nichts als ein liebenswürdiger Dilettant der Freiheit, und wird es

auch nie zu etwas Weiterem bringen. Er wird stets ein Werkzeug in den Händen seiner eigenen Eitelkeit bleiben, und diese wird jede beliebige Gestalt aus ihm schnitzen können.

Unsern Cincinnatus-Orden will ich Euch gern preisgeben, wenn Ihr wollt, entgegnete Franklin mit mildem Lächeln, aber Euern Lafayette nicht, den wir doch auch ein wenig den Unsern nennen können. Ihr mögt Recht haben, daß ein solcher Orden leicht gefährliche Folgen für unsere junge Republik haben kann, und ich bin bereit, Euch darüber ein anderes Mal Rede zu stehen, aber sagt mir nur, was Ihr an dem herrlichen Heldenjüngling Lafayette auszusetzen habt?

Mirabeau warf einen düster grollenden Blick zu der Loge hinüber, in welcher Lafayette saß, und nachdem er ihn eine Zeitlang forschend betrachtet, sagte er zu Franklin: Wenn ich in einer müßigen Nachmittagsstunde einen Roman gelesen hätte, dessen Held Lafayette ist, so würde ich mich vielleicht ganz gut mit demselben unterhalten haben. Aber als einen Mann der politischen Gesinnung würde ich ihn nicht gerade mit meinem Vertrauen beehren. Ich werde nie vergessen, daß bei den Carnevalsspäßen, welche sich die Prinzen am Hofe mit der Wiedereinsetzung der alten Parlamente erlaubten, Lafayette nicht ermangelt hat, in einer jener theatralischen Mummereien, womit man Parlamentssitzungen nachäffte, mitzuwirken. Er soll dabei ein besonderes Talent der Parodie entwickelt haben, und zwar mit dem Herzog von Chartres um die Wette, der den Parlaments-Präsidenten machte, während Lafayette den General-Prokurator als lustige Person vorstellte. Dem guten Willen des Königs gegenüber, welcher der Nation wohl gern entgegenkommen möchte, konnte ein Lafayette auf solche Späße der Reaction eingehen, was ihn in meinen Augen

für jede künftige politische Bewegung unsicher gemacht hat.*)

Ihr vergeßt vielleicht seine große Jugend dabei in Anschlag zu bringen, Graf Mirabeau! nahm Cabanis das Wort. An seiner redlichen Gesinnung für die künftige Freiheit der Nation wird nicht zu zweifeln sein, wenn auch in seiner Natur, wie es scheint, Cato und Alcibiades sich mischen. Aber daß es blos seine starke Begeisterung für die Freiheit gewesen, welche ihn auf die Schlachtfelder von Amerika getrieben, ist gewiß. Ließ nicht der König den jungen Helden bei seiner Rückkehr zuerst, statt jedes andern Empfanges, auf vierundzwanzig Stunden in Arrest setzen, weil er damals ohne die königliche Erlaubniß in den Freiheitskampf nach Amerika abgegangen war? Ich habe mich schon früher bemüht, die Abneigung, welche zwischen Mirabeau und Lafayette herrscht, zu besiegen, und ich gebe es nicht auf, daß es mir doch noch endlich gelingen soll.

Die bleichen Wangen des jungen, schönen Mannes hatten sich bei diesen Worten mit einer tiefen Röthe bedeckt, und in seinen Augen blitzte ein edles, schwärmerisches Feuer.

Ihr seid, wie immer, liebenswürdig, Cabanis! versetzte Mirabeau. Doch lassen wir den Marquis von Lafayette im Genuß seiner Volksgunst und im transatlantischen Glanz seines Cincinnatus-Ordens auf sich beruhen. Aber ich habe in diesem Augenblick einen Vorschlag zu machen, dem ich besonders die günstige Aufnahme unseres verehrten Doctors Franklin wünsche. Ich habe nämlich vor, eine Schrift gegen den Cincinnatus-Orden herauszugeben, und Ihr Alle sollt mir darin mit Euren Gedanken und Einfällen beistehen.

*) Ségur Mémoires I. 43.

Ihr, Franklin, Condorcet, Chamfort, Cabanis, jeder von Euch liefert mir einen Beitrag dazu, und wir lassen es als ein Manifest in die Welt gehen, wie sich die Freunde der ächten Freiheit darüber gekränkt, empört und beunruhigt zeigen, daß die kaum erstandene Republik, die allen andern Völkern mit ihrem reinen Beispiel voranleuchten sollte, statt dessen ihr erstes Augenaufschlagen mit einer neuen Marke der Ungleichheit, mit einem neuen Hebel der Tyrannei, mit einem Orden bezeichnet. Und welch ein Triumph für die gute Sache, von Franklin selbst, dem großen Hort der amerikanischen und europäischen Freiheit, einen Beitrag für eine solche Schrift empfangen zu können. Bin ich zu kühn in meinen Voraussetzungen, Vater Franklin, oder kenne ich Euer Herz, Euer großes, edles Herz, das nur für die Freiheit und nur für das Volk schlägt?

Ihr kennt wahrlich mein Herz, entgegnete Benjamin Franklin lächelnd. Und ich muß Euch immerhin gestehen, es könnte nichts schaden, wenn in einer Schrift in guter Weise, und ohne die Achtung vor unserem neuen Verfassungswerk außer Augen zu lassen, auseinandergesetzt würde, daß ein Orden für die Grundsätze der wahren Demokratie auch höchst verderblich ausschlagen könne. Denn wenn Ihr mir hinsichtlich meiner eigenen Meinung näher zu Leibe gehen wollt, so muß ich allerdings bekennen, wie auch ich gegen diesen Cincinnatus-Orden in manchem Betracht in Opposition gestanden habe. Besonders glaubte ich mich dagegen erklären zu müssen, daß aus diesem Ehrenzeichen eine erbliche Würde entstehen sollte, und auch mein edler und hochherziger Freund, der General Washington, hat meine Bedenken darin getheilt.*)

---

*) Auf besonderen Betrieb Washingtons verzichteten die

Nun wohlan, so gebt mir Eure Hand darauf, rief Mirabeau mit seinem leidenschaftlichen Eifer, gebt mir Eure Hand, daß Ihr zu einer Schrift mitwirken wollt, die wir Alle gemeinschaftlich abfassen werden, und in der wir einen Orden bekämpfen wollen, welcher schon so früh die neuen Freiheitserwartungen Europas, die sich an Amerika entzündet haben, zu verdunkeln beginnt. Dieser Cincinnatus-Orden schafft Euch, ehe Ihr Euch dessen versehen werdet, ein Patriciat und einen Militairadel über den Hals, denn wie ist der moderne Adel von Europa überhaupt entstanden, diese ganze Schaar von Grafen, Herzögen und Marquis, die Europa überschwemmt und verwüstet haben, wie anders, als durch eine Anmaßung von Militairtiteln und Würden, die, gerade wie es Euer Cincinnatus-Orden macht, in einer bestimmten Sippschaft für erblich erklärt wurden?*) Denn jener Orden soll bei Euch zugleich eine Association der Offiziere sein, die zwar für die amerikanische Freiheit gefochten, aber sich aus diesem Verdienst zugleich eigenthümliche Rechte ableiten wollen. Also schlagt ein, und gerade in diesem Augenblick, gerade hier, wo wir in einer merkwürdigen Situation dem versammelten Hofe Frankreichs gegenübersitzen, und wo Ihr zu Eurer Rechten und Linken von französischen Grafen und Marquis umgeben seid, welche jetzt die Opposition gegen die eingerostete Feudalwelt als einen höheren Vorzug sich ersehen, wie alle ihre alten Geburtstitel!

Ich schlage mit Euch ein, Graf Mirabeau! versetzte Franklin. Ich habe einmal gehört, daß Eure Familie zu den ältesten Adelsgeschlechtern der Provence

---

Mitglieder des Cincinnatus-Ordens später auf die Erblichkeit desselben. Vgl. Mémoires du Général Lafayette II. 88.

*) Aus Mirabeau's Schrift über den Cincinnatus-Orden.

gehört, und unter der Aegide eines solchen Mannes, der wissen muß, was der Adel ist, gegen den, freilich noch ungebornen Adel unserer Republik zu kämpfen, muß mir eine besondere Ehre und eine vollständige Garantie sein. — Aber seht, jetzt ist Freund Montgolfier da unten endlich mit allen seinen Vorbereitungen fertig, der Prinz steht zum Einsteigen in die Gondel bereit, und auch der Hund des Mirabeau und die Katze des Helvétius werden soeben herbeigeschafft, um mit eingeschifft zu werden.

Das Publikum, welches längst ungeduldig geworden war, begrüßte mit lebhaftem Händeklatschen den nunmehr herbeigekommenen Moment, wo das Schauspiel seinen eigentlichen Anfang nehmen sollte. Die Spannung auf dasselbe war um so mehr gereizt worden, da sich in den Zuschauerräumen überall das Gerücht verbreitet hatte, daß der Herzog von Chartres noch im letzten Augenblick Bedenken gegen die Fahrt geäußert und den Ballon seiner ganzen Einrichtung und Bauart nach nicht für hinlänglich sicher erklärt habe. In der That war dadurch der bisher entstandene Aufenthalt verursacht worden, indem der Prinz, der beim nähern Anblick des gebrechlichen und noch so wenig erprobten Luftfahrzeuges irre geworden zu sein schien, nicht aufgehört hatte, alle möglichen Wünsche für seine Sicherheit geltend zu machen.

Die aerostatische Maschine, welche Etienne Montgolfier für die ersten, von ihm und seinem Bruder unternommenen Luftreisen gebaut, war aus einer starken, mit Papier gefütterten Leinwand zusammengesetzt und hatte hundertundzehn Fuß im Umfange, während das Gewicht derselben auf fünfhundert Pfund bestimmt war. Diesen kugelförmig gestalteten Ballon hatte er durch die Verdünnung der Luft in die Höhe zu heben gewußt, und die bisherigen Versuche und Proben

hatten sowohl der Bauart der Maschine als auch ihrer Leichtbeweglichkeit und Sicherheit das günstigste Zeugniß gewonnen. Um so mehr erstaunte Montgolfier, als der Herzog von Chartres ihm plötzlich sagte, daß er der Maschine mißtraue, und daß er sich einen eigenen Ballon, ungefähr von der Hälfte dieses Umfanges, und in einer cylinderförmigen Gestalt, was er für bei weitem zweckmäßiger und sicherer halte, anfertigen lassen werde.

Es war bekannt, daß der Herzog von Chartres sich allerdings mit eigenen Versuchen dieser Art beschäftigte, aber Montgolfier konnte nicht zugeben, daß gerade in diesem Augenblick seine Erfindung und ihre bisherigen Formen in ein zweifelhaftes Licht gestellt würden. Außerdem schien ihm unverkennbar, daß nicht etwa eine höhere Einsicht des Prinzen, sondern vielmehr der im entscheidenden Moment ihm mangelnde Muth diese Bedenken hervorgetrieben. Die seit einiger Zeit erbleichten Wangen des Herzogs von Chartres, und seine unaufhörlich zitternden und schlotternden Glieder, sprachen nur allzu deutlich für diese Annahme.

Montgolfier beschwor ihn daher, doch nur Vertrauen zur Sache zu haben, und, nachdem er sich zuerst selbst zum Theilnehmer der Luftfahrt erboten, dieselbe jetzt vor dem ganzen versammelten Hofe und dem dichtgedrängten Publikum nicht lächerlich werden zu lassen.

Der Prinz zögerte indeß noch, die Gondel zu besteigen, obwohl sich ausreichende Gründe, das Steigen des Luftballons noch länger aufzuhalten, nicht mehr auffinden ließen.

Er hat Furcht! Er hat Furcht! begann es bereits auf den Zuschauer-Tribünen zu flüstern, und die satyrische Laune der Pariser begann sich in Bewegung zu

setzen. Alte und neue Bonmots gegen den Herzog von Chartres jagten sich auf den Lippen der Spottlustigen, und auch auf den Tribünen des Hofes zeigten sich bedenkliche Gesichter.

Endlich ertönte die Glocke, durch welche das Zeichen der Abfahrt gegeben wurde, und das unheimliche Flüstern und Murren des Publikums verwandelte sich bei diesem Signal plötzlich in ein lautes jubelndes Ah! mit welchem das Einsteigen des Herzogs in die Gondel begrüßt wurde.

Jetzt geht es wahrhaftig los! rief der übermüthige Chamfort. Der Herzog von Chartres steigt nunmehr in all seiner Herrlichkeit in die Lüfte empor. Für eine Luftschlacht, scheint es, hat er immer noch mehr Muth in sich auftreiben können, als damals in der Seeschlacht von Ouessant glorreichen Angedenkens, wo er sich taubstumm und blind gegen alle ertheilten Signale anstellte, um das Schiff, welches er befehligte, nicht mitten in den Kampf führen zu müssen. Und die Weltgeschichte erzählt, daß ein Prinz vom königlichen Geblüt Frankreichs sich zuletzt in einer Bucht am Ufer des Meeres verkroch, als die Wirbel der Schlacht ihn dennoch in ihre Mitte ziehen wollten. Sein Portrait erschien damals im Kostüm eines Seemanns und mit der Unterschrift jenes herrlichen Verses aus den Psalmen: „Und er erblickte das Meer und floh von dannen!“ *) Und jetzt erblickt er die Luft und steigt wahrhaftig in ihre reinsten Regionen empor, und denkt nicht daran zu fliehen, obwohl die Luft doch auch ein Element ist, so gut wie das Wasser, und ein Herzog von Chartres mit allen Elementen der Natur auf gespanntem Fuße leben muß!

Vielleicht hat ihm die schwarze Katze des Helvétius

*) Souvenirs de la Marquise de Créquy. T. V. pag. 123.

durch ihren wahrhaft heroischen Anblick Muth eingeflößt! rief Mirabeau lachend. Aber seht nur, wie diese Katze, indem der Ballon sich in die Höhe zu heben beginnt, eine wunderbare Würde und Hoheit in ihrem ganzen Wesen entfaltet. Sie steht neben dem Herzog, als wenn sie die Hauptperson wäre, auf die eigentlich Alles ankommt, und schon sieht sie in meinen Augen größer und imposanter aus, als der ganze Herzog von Chartres. Oder ist es eine phantastische Einbildung von mir, daß sich die Katze eben auf ihren Hinterfüßen ganz gerade emporrichtet, und daß ihre Augen wie zwei große Feuerkugeln auf uns niederleuchten? Vielleicht wird sie uns noch, wenn sie über unsern Häuptern schwebt, einige Geheimnisse des Philosophen Helvétius enthüllen wollen. Sagte man nicht einst von dem großen Helvétius: er habe sich darum so viele Feinde gemacht, weil er das Geheimniß Aller enthüllt habe? Aber gewiß hat er auch noch manche Geheimnisse enthüllt, die wir nicht erfahren haben, und die er nur seiner vertrauten Katze, der beständigen Gefährtin seiner Gedanken, in die Ohren geflüstert hat. Sprich es jetzt aus, das letzte Geheimniß des Helvétius, Du teuflisch schwarze Tamtam, sprich es aus von den Lüften herunter, was Helvétius mit seiner Lehre gewollt hat, indem er den Organismus des Menschen als ein großes, untheilbares und in sich selbst vollendetes Ganzes darstellte, das aus der Selbstempfindung seiner Sinne seinen Geist, seinen Genuß und seine Glückseligkeit zu schöpfen hat! Sprich und spinne es da oben aus, daß dies das Geheimniß der Befreiung des Menschengeschlechts von allen seinen Sklavenketten ist! Schnurre es Deinem Nachbar, dem bleichen Herzog von Chartres, ins Ohr, damit er es nachher beim Diner dem ganzen Hof wiedererzählt, daß es nur freie Völker geben kann und darf,

weil der Mensch, wie Helvétius gelehrt hat, eine Natur ist, die alle ihre Gesetze vollständig in sich trägt, und die nur ihr Vergnügen zu fragen braucht, um ihre Rechte dadurch zu bestimmen! —

Diese halb pathetische, halb drollige Anrede, in welche Mirabeau seinen ganzen deklamatorischen Feuereifer gelegt, machte in diesem Augenblick einen so komischen Eindruck, das der ganze gesinnungsverwandte Freundeskreis darüber in ein fröhliches Gelächter ausbrach.

Vergessen wir aber auch neben der Katze des Helvétius den Hund des Mirabeau nicht! nahm Chamfort wieder das Wort. Seht doch nur auch Euern Hund an, die herrliche Miß Sarah, die in majestätischer Unerschrockenheit in die Luft emporsteigt, und den Herzog von Chartres, bei dem mir auch die Luft-Courage noch immer zweifelhaft scheint, ganz verächtlich neben sich stehen läßt. Der Hund des Mirabeau ist mir noch bei weitem wichtiger in diesem Ensemble, als die Katze des Helvétius. Tamtam soll das Symbol der neuen Erkenntniß sein, die über unsern Häuptern aufgegangen. Aber der Hund des Mirabeau deutet auf die neue That des Jahrhunderts hin, die aus dieser Erkenntniß gemacht werden soll. Mich dünkt, ich höre Eucre herrliche Bulldogge schon über unsern Häuptern bellen, Graf Mirabeau. Sein Bellen verkündet uns das nahe Hereinbrechen einer thatkräftigen Zukunft, in der an der Freiheit und dem Wohl Frankreichs, und jedes Einzelnen in diesem Lande, gearbeitet werden soll! O Wunder über diese neue Arche Noäh, welche da oben die Luft durchschneidet, und in der Katze des Helvétius die Erkenntniß, und im Hund des Mirabeau die That an Bord genommen hat, und mit diesen beiden Thieren der Apokalypse einen Herzog von Chartres, den besten Repräsentanten der nichts-

würdigen alten Zeit, umgiebt. Seht, das ist die Arche der Zukunft! Seht, wie sie noch ächzt und schwankt in ihrem Fluge, und wie es jetzt nur noch eines Moments bedürfen wird, dann faßt sie sich in ihrer ganzen neuen Bewegungskraft zusammen, und steigt siegreich durch die Wolken bis in die schönen, ewigen, freien Himmelszelte empor! —

Während so die Gesellschaft auf dieser Tribüne sich in ihrer lebhaften und zum Theil ausgelassenen Unterhaltung erging, schien sich in dem emporschwebenden Ballon selbst, der soeben über die Häupter der Versammlung dahinflog, ein Hinderniß eigenthümlicher Art geltend gemacht zu haben. Heftige Gesticulationen schienen eben zwischen dem Herzog von Chartres und Herrn Montgolfier stattzufinden. Das größere Publikum war bereits darauf aufmerksam geworden, und zeigte unter lauten Ausrufungen auf den neuen Vorgang hin, der sich in der Luft auf eine immer auffälliger werdende Weise entwickelte. Es verbreitete sich das Gerücht, daß der Prinz abermals den Muth verloren, und wie er nur mit dem größten Widerstreben den Ballon bestiegen, es schon jetzt nicht mehr auszuhalten vermöge, sondern darauf bestehe, wieder auf den festen Boden heruntergelassen zu werden.

Dies bestätigte sich in der That durch die fernere Beobachtung der Scene. Ein furchtbares, die Luft erschütterndes Gelächter erscholl auf allen Tribünen, man begann Spott-Chansons anzustimmen, und Lieder und Witze zum Besten zu geben, die schon einen volksthümlichen Klang in Frankreich hatten und mancherlei Begebenheiten aus dem Leben des Herzogs von Chartres betrafen.

Jetzt sah man Montgolfier deutlich und mit der größten Anstrengung beschäftigt, den Ballon, der nur eben in die ersten Luftschichten eingetreten war, wieder auf die

Erde herabsteigen zu lassen. Zu dieser Umkehr hatte das beständige und zuletzt nicht mehr abzuweisende Andringen des Prinzen um so mehr genöthigt, als derselbe nicht nur die mangelhafte Sicherheit dieser Maschine für das Mitfahren von Personen vorschützte, sondern auch durch sein eigenes klägliches Aussehen bewies, daß schon der Beginn der Reise ihn ernstlich krank gemacht hatte. *)

Wahrhaftig! rief Chamfort, als sich der Ballon jetzt wieder dem Zuschauer-Raum näherte, aus dem er vor einigen Minuten emporgestiegen war. Der Mann sieht übel aus, und er scheint es in der Luft ebenso wenig als auf dem Salzwasser bei Ouessant aushalten zu können. Die Worte des Psalmisten heißen jetzt; „Und er erblickte die Luft, und floh von dannen!“ Es giebt also bereits zwei Elemente, wo man vor einem königlichen Prinzen von Frankreich sicher sein kann, nämlich Luft und Wasser. Bliebe darum nur noch Erde und Feuer für sie übrig, und da die Erde, nach Jean Jacques Rousseau, dem Volke gehört, so wäre es möglich, daß bald einmal der Tag käme, wo man für unsere dynastischen Herren nur noch ein Plätzchen im Feuer vorräthig hätte.

Still, Chamfort, still! sagte Mirabeau zu dem Freunde, den Finger auf den Mund legend. Eure witzige Zunge ist die Signalglocke der Zukunft, ich habe es Euch oft zugestanden, aber ist es denn schon Zeit, so hell zu läuten? Bewundern wir einstweilen noch den Heldenjüngling Chartres, der geruht hat, die Wolkenregionen seiner nicht für würdig zu halten, und der auch durch seine ungenirte Umkehr aus den Lüften zeigt, wie wenig ihm an der öffentlichen Mei-

---

*) Die unglückliche Luftfahrt des Herzogs von Chartres erzählt Laurentie, Histoire des Ducs d'Orléans IV. 20.

nung gelegen. Jetzt stößt Montgolfier's Maschine auf die Erde zurück und wird wieder an ihren Seilen befestigt. Miß Sarah, mein wackerer Hund, springt zuerst heraus, und giebt seinen Groll über die verfehlte Luftfahrt kund, indem er sich hinstellt, und nach allen Seiten hin aus Leibeskräften bellt. Die Katze des Helvétius schleicht langsam hinter ihm her, und scheint durch das dämonische Emporringeln ihres Schwanzes anzudeuten, daß sie ihre Gedanken über dies Ereigniß ganz für sich hat. Aber jetzt, jetzt steigt unser Herzog von Chartres aus!

Der Prinz schien sich in einem so leidenden Zustande zu befinden, daß Montgolfier ihn aus dem Ballon heben mußte, und ihn an seinem Arm langsam fortgeleitete. Die Versammlung nahm aber die Rückkehr des Prinzen keineswegs mit der Nachsicht auf, die er durch sein Befinden beanspruchen zu können schien. Als das Publikum den Prinzen wieder in seiner Mitte erblickte, gab es sein Mißfallen pfeifend und zischend, und durch eine Fluth von Ausrufungen und Verwünschungen aller Art, mit denen man gegen ihn losbrach, zu erkennen.

Diesem Sturm wurde aber der Herzog von Chartres sogleich durch Montgolfier entzogen, der mit ihm hinter den Vorhang zurücktrat. —

Die Logen des Hofes hatten sich schon früher geleert, da der König und die Königin, sobald sie die unglückliche Wendung des Schauspiels und die gegen den Herzog von Chartres von Neuem losgebrochene Mißstimmung des Publikums wahrnahmen, sofort aufgebrochen, und, gefolgt von den übrigen Prinzen und dem ganzen Hofstaat, sich in der größten Eile zu ihren Wagen zurückbegeben hatten. Es war ihnen gelungen, dieselben zu erreichen, noch ehe die jetzt in einem all-

gemeinen Tumult sich auflösende Versammlung ihre Plätze verlassen hatte.

Die Gesellschaft der Madame Helvétius fand sich beim Heraustreten aus den Tribünen in der heitersten Stimmung wieder zusammen. Der seltsame Vorfall hatte die gute Laune Aller erhöht, und selbst Graf Mirabeau und der Marquis von Lafayette, zwischen denen sonst ein ziemlich kühles Verhältniß zu bestehen schien, begrüßten sich in diesem Augenblick, einander zulächelnd, mit einer größeren Herzlichkeit.

Madame Helvétius hatte den Arm Benjamin Franklins angenommen, und beide schritten der übrigen Gesellschaft rüstig voran, um den Rückweg zu dem nur wenige Minuten entfernten Landhause anzutreten.

Es ist doch kein ganz gutes Zeichen, bemerkte Franklin unterwegs, daß das Publikum sich so rücksichtslos gegen einen Prinzen bewies, dem der Muth abhanden gekommen. Wäre ein Kunstreiter plötzlich von einem Schwindel befallen worden, so würde das ganze Publikum ihn mit der größten Theilnahme von seinem Pferd haben heruntersteigen sehen, und man hätte ihn durch tausend mitleidige Bravo's für sein Unglück entschädigt. Aber das Publikum wurde heut so wüthend, weil der Mann ein Prinz war, und weil man bei Euch Franzosen noch immer vorherrschend der Meinung ist, daß ein Prinz sich nicht anders als muthvoll und erhaben beweisen dürfe. Ihr haltet also einen Prinzen an sich schon für ein höheres Wesen, als jeden Kunstreiter, und das zeigt mir, wie weit entfernt Ihr noch immer von unserer amerikanischen Freiheit seid!

Der junge General Lafayette, der diese Worte gehört, begab sich jetzt an die Seite Franklins hervor, und sagte: Ihr hättet also gewünscht, verehrter Freund und Landsmann, daß wir dem Herzog von Chartres seinen Mangel an Courage durch unser Händeklatschen

versüßt hätten. Nun gut, Ihr mögt in gewissem Sinne wohl Recht haben. Aber Frankreich wird in seinen Anschauungen wie in seinen Handlungen nur langsam dem großen Anstoß folgen können, den unser Amerika der ganzen Welt gegeben!

Es schmeichelt meinen Ohren wie Sirenengesang, erwiederte Franklin, daß der General Lafayette sich auch in Frankreich noch den Landsmann der Amerikaner nennt. Könnte ich mit demselben Recht unser Frankreich sagen, mit dem Ihr von Euerem Amerika sprecht! Ihr habt dies Recht für immer durch Euern tapfern Arm erworben, mit dem Ihr für die amerikanische Freiheit gekämpft.

Ich betrachte mich fortwährend nicht anders als im Dienst der Vereinigten Staaten, mein theuerer Landsmann! entgegnete Lafayette mit seiner herzlichen Heiterkeit. Indeß müssen alle guten Freundschaften und Huldigungen von Zeit zu Zeit immer wieder erneuert werden, und so seht Ihr mich im Begriff, schon wieder Vorbereitungen zu einer neuen Reise nach Amerika zu treffen. Es treibt mich dorthin und will mir keine Ruhe mehr auf dem Boden Frankreichs lassen. Ihr seht daraus, daß ich auch der Meinung bin, wie es noch immer Zeit mit Frankreich hat. Aber Euerem Senat wollte ich mich vorstellen als Einen, der wieder einmal die amerikanische Sache grüßt und derselben immer und immer Arm und Herz zur Verfügung stellen möchte. Darum freute ich mich noch ganz besonders darauf, Euch heut Mittag bei unserer Freundin zu sehn. Ihr habt mir gewiß recht Viel an Washington aufzutragen.*)

Ja, entgegnete Franklin lebhaft, sagt ihm vor

---

*) Lafayette trat im Frühling des Jahres 1784 eine neue Reise nach Amerika an. Mémoires du Général Lafayette II. 81. 87.

allen Dingen, daß wir ihn doch wieder aus dem Schatten seines Weinstocks und seines Feigenbaumes heraus haben möchten in den Tumult des öffentlichen Lebens. Er ist der edelste, größte und vollkommenste aller Menschen in dieser Zeit, und es war gewiß einer der erhabensten Züge seines Characters, daß er, gleich dem großen römischen Helden Cincinnatus, sich in den Frieden des Landlebens zurückzog, nachdem er seine Aufgabe als Führer unserer glorreichen Revolution vollendet. Ganz Europa hat es bewundert, daß Washington wieder der einfache Bürger an den Ufern des Potomac werden konnte. Aber die Welt braucht Washington noch, und das unsterbliche Haupt der modernen Revolution muß als ein leuchtendes Beispiel mitten im bewegten Leben stehen bleiben. Es darf seine alle Völker erweckende Glorie nicht an den Kohlbau und die Viehzucht abtreten.

Ich glaube, rief der hinter ihnen gehende Chamfort fröhlich dazwischen, Vater Franklin grollt über unser verspätetes Diner, und spricht darum wegwerfend von den Producten der Washington'schen Landwirthschaft, obwohl uns ausdrücklich von unserer liebenswürdigen Gönnerin angekündigt worden, daß wir heut Mittag unter anderen Herrlichkeiten auch einen Washington'schen Schinken zu erwarten haben. Verderben wir uns doch ja diese Quelle nicht, welche durch die mittheilsame Güte des Generals Lafayette offen gehalten wird. Denn wenn der große Washington erst erfährt, daß wir seine geniale Landökonomie geringschätzig ansehen, so darf Madame Washington keine Schinken mehr an Frau von Lafayette schicken, und wir Schmarotzer im Landhause der Madame Helvétius haben das Mundabwischen danach. Und ich habe gerade ungeheueren Appetit, nicht blos heut, wo wir auf unnatürliche Weise ausgehungert worden, sondern immerdar, auf

einen solchen Schinken, der uns aus Amerika kommt, und in dem wir den ächten Freiheitsschinken der Zukunft anzubeten und zu verzehren haben. Dazu gehört dann auch noch ein Gläschen von jenem merkwürdigen Pfirsich-Liquör, der ebenfalls aus Washington's Fabrik durch unsern General Lafayette zu beziehen ist, und durch den ich auch heut hoffe, den amerikanischen Cultus bei uns vervollständigt zu sehen. Sind das nicht Alles Gründe, welche für die fernere Zurückgezogenheit Washingtons von den Staatsgeschäften sprechen?

Man war in ein allgemeines Gelächter über diese Drolligkeit Chamfort's ausgebrochen.

In der That, bemerkte Madame Helvétius mit ihrem bezaubernden Lächeln, der amerikanische Cultus dürfte heut auf unserm kleinen Diner schon deshalb vorherrschen, weil er die Einfachheit für sich hat, und am meisten in den Geleisen dessen bleibt, was die Natur uns zuführt. Es versteht sich darum, daß ich nebenher auch das Lieblingsgericht unseres Franklin, die Eier mit Senf, nicht vergessen habe, die zuerst durch ihn in Paris eingeführt worden sind, und längst nicht mehr für eine Barbarei, sondern für eine beliebte Mode gelten.

Benjamin Franklin stieß vor Vergnügen mit seinem Stock auf die Erde, und sagte schmunzelnd: Ihr macht das Maaß Euerer Güte gegen mich voll und übervoll, obwohl dieselbe mir auf der andern Seite auch wieder den Schmerz erneuert, nicht immer bei Euch sein zu dürfen, und unter dem Segen Eueres Genius nicht einst mein Leben beschließen zu können! —

Sie standen jetzt vor dem freundlichen Landhause, dessen Pforten von dem Diener geöffnet wurden, um die Gäste wieder eintreten zu lassen.

Franklin, den Madame Helvétius auf seine letzte Bemerkung ohne Antwort gelassen hatte, stellte sich,

ehe er eintrat, mit verschränkten Armen vor das Haus hin, und betrachtete sinnend eine Stelle über der Thür, auf der allem Anschein nach sich früher eine Marmorplatte befunden hatte.

Ich bemerke erst jetzt, liebe Freundin, sagte er mit einem etwas zürnenden Ausdruck, daß Ihr die Tafel habt herunternehmen lassen, welche sonst das Frontispice Eueres Hauses zierte. Es befand sich dort eine Inschrift, die ich sehr liebte, denn sie feierte Boileau und Gendron, die vor Euch hier wohnten, und war von dem göttlichen Voltaire verfaßt. Ich muß Euch wirklich darum tadeln, denn von Voltaire darf kein Wort umkommen, auch das geringfügigste nicht, das in der Blitze schmiedenden Werkstatt seines Geistes jemals hervorgegangen war. Denn auf Voltaire's Geist wird doch Alles dankbar zurückzuführen sein, was für die Freiheit und Gleichheit in dieser neuen Epoche gewirkt werden kann. Er ist der Urgenius der neuen Zeit, und auch der Amerikaner Benjamin Franklin wird nie aufhören, sich als sein Schüler und Anbeter vor dem Andenken dieses Unsterblichen in den Staub zu neigen!

Die Inschrift war schadhaft geworden, entgegnete Madame Helvétius, und da mir die Platte über der Thür nicht recht fest eingefügt zu sein schien, so ließ ich sie herunternehmen, und gab ihr im Bosquet meines Gartens eine recht passende Stelle der Erinnerung. Die Inschrift lautete ja auch nur auf meine Vorgänger in diesem kleinen Hausbesitz,*) und wir müssen doch heut unter unserer eigenen Fahne fechten. Nicht wahr, Graf Mirabeau?

---

*) „C'est ici le vrai Parnasse des vrais enfans d'Apollon. Sous le nom de Boileau, ces lieux virent Horace: Esculape y parait sous celui de Gendron.“

Ja, rief Mirabeau stürmisch, und auf diese Fahne wird uns einst die schöne Hand der Madame Helvétius den Namen der Freiheit sticken! Der Name Voltaire's wird aber immer die mächtigste Parole sein, unter der die Geister Frankreichs sich finden und vereinigen, und in seinem Cultus für Voltaire hat unser großer Franklin gewiß den richtigen Blick in die heutige Lage der Menschheit gehabt. Darum die ewig rührende Geschichte, deren ich nie ohne Thränen gedenken konnte, daß Franklin einst seinen vierjährigen Enkel zu Voltaire brachte, und ihn bat, demselben seinen Segen zu ertheilen.

Und es war in der That ein Augenblick, der mir unvergeßlich bleiben wird! sagte Franklin, die Hände faltend. Mit einem wahrhaft heiligen Ausdruck seines Gesichts legte Voltaire seine beiden Hände auf den kleinen Kopf des Knaben, und sagte dann mit einer gewaltigen, donnernden Stimme, die mir durch Mark und Bein ging: Freiheit! Toleranz und Ehrlichkeit!*)

Aber gehen wir jetzt zuerst in den Garten, setzte Franklin mit einem Ausdruck leiser Wehmuth hinzu, ich möchte die Marmortafel wiedersehn, die mit den Worten Voltaire's mir immer einen so angenehmen und herzerweckenden Eindruck gemacht hat!

Und ich stelle unartiger Weise den Antrag, diese Ceremonie bis nach dem Schluß unseres Diners zu verschieben, sagte Chamfort mit komischer Dringlichkeit. Kann dieser Antrag nicht sofort einstimmig angenommen werden, so schlage ich vor, unsere hungrigen Magen zu einer Volksversammlung zu berufen, und unter freiem Himmel, wie einst die alten rothhaarigen Germanen es machten, abstimmen zu lassen.

Wenn meine angelegentliche Bitte etwas helfen

---

*) Souveuirs de la Marquise de Créquy V. 3.

kann, entgegnete Madame Helvétius, so wird zuerst die Volksversammlung der hungrigen Magen abgehalten, aber nicht unter freiem Himmel, sondern in meinem Eß-Salon, der sonst leicht nichts als verdorbene Speisen darzubieten haben würde.

Dieser Einladung war nicht zu widerstehen, und die Gesellschaft folgte ihrer liebenswürdigen Wirthin, die jetzt eilig voran in das Haus trat.

Im Salon wurde der Madame Helvétius durch den Diener ein Brief übergeben, den sie rasch und begierig entfaltete und, nachdem sie ihn gelesen, mit einem Zug der tiefsten Traurigkeit im Gesicht auf den Tisch zurücklegte.

Diderot hat mir abgeschrieben, sagte sie nach einer Pause, indem eine Thräne in ihren Augen glänzte. Er wird nicht kommen, und wer weiß, ob wir ihn jemals wiedersehen. Ich habe eine trübe Ahnung. Sein Befinden ist abermals schlimm, und der Marquis von Holbach, ängstlich besorgt um ihn, hat die Fahrt nach Auteuil nicht zugeben wollen, sondern den kranken Freund unter seiner Obhut zurückbehalten. Wie traurig, daß ein Genius, wie Diderot, den Menschen, die er beglückte, auch wieder genommen werden kann!

Ich habe Diderot gestern in Paris gesehen, sagte Lafayette, und rieth ihm, sich mit seinen Leiden dem deutschen Doctor Mesmer anzuvertrauen, dessen neue magnetische Curen jetzt ganz Paris in Bewegung bringen. Aber er lachte mich aus, und sagte: er könne sich nicht mehr entschließen, an die magnetische Kraft der Finger zu glauben, nachdem er gesehen, wie wenig die magnetische Kraft der Geister in der Welt vermöge.

Und dies war dem General Lafayette, der sich zum Schüler Mesmer's gemacht hat, eine recht gesunde Lection! rief Mirabeau mit einem höhnischen Ausdruck. Magnetische Kraft trägt jeder anständige Mensch in

sich, sobald er will. Was bedarf es dazu erst eines deutschen Charlatans? Es kommt darauf an, wieviel Kraft des Willens Jeder bei sich aufzutreiben vermag, und das ist der ganze Magnetismus. Wenn ich Kraft des Willens genug besitze, so kann ich morgen gegen das schönste Mädchen der Welt die Hand aufheben und zu ihr sagen: folge mir! Ich bin es! Und sie wird der geheimnißvollen Kraft meines Willens Folge leisten, ohne weder rechts noch links zu blicken, noch an Vater und Mutter und sämmtliche Tanten zu denken!

Diese Erklärung ward mit einem allgemeinen Gelächter hingenommen.

Wenn das ist, so war Mirabeau allerdings von jeher der Meister aller magnetischen Curen! rief Chamfort.

Ich bitte, meine Herren, Ihre philosophischen Streitigkeiten jetzt beendigt sein zu lassen! rief Madame Helvétius mit sehr dringlicher Stimme dazwischen, indem sie einlud, sich nach Gefallen um den Tisch zu gruppiren.

---

## III.

## Henriette van Haren.

In einem Kloster, welches in der Nähe der alten Kirche Saint-Germain des Prés in Paris gelegen war, lebte seit einigen Jahren ein junges Mädchen als Pensionairin, die durch ihre ungewöhnliche Schönheit ebenso sehr wie durch ihre Liebenswürdigkeit und Grazie die Wenigen, welche sie zu sehen Gelegenheit hatten, für sich einnahm.

Sie war eine Holländerin von Geburt und hieß

Henriette Amélie van Haren, welchen Namen sie als natürliche Tochter des berühmten holländischen Dichters Onno Zwier van Haren trug, der als niederländischer Freiheitssänger besonders durch sein großes Gedicht „die Geusen“ geglänzt, aber auch als Staatsmann wie als thätiger Anhänger des Prinzen von Oranien eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet hatte.

Nach dem Tode des Dichters, der im Jahre 1779 erfolgte, war Henriette, die damals erst vierzehn Jahre zählte, dem Kloster in Paris übergeben worden, um dort ihre Erziehung zu vollenden, und zugleich, bis sich weitere Lebensbestimmungen für das reizende Kind gefunden hätten, ihren Aufenthalt zu nehmen.

So war Henriette, welche für ihren Lebensunterhalt nur auf eine kleine Rente angewiesen war, die von ihrem Vater für sie ausgesetzt worden, in dieser klösterlichen Verborgenheit aufgewachsen, in der sie bisher fast von Niemanden gekannt war. Sie hatte jetzt — im Frühling des Jahres 1784 — ihr neunzehntes Jahr erreicht, und an Körper und Geist eine so blühende Entwickelung genommen, daß zu diesen außerordentlichen und reichen Vorzügen die Vereinsamung und Abgeschnittenheit ihres bisherigen Lebens nur einen wehmüthigen Contrast hervorrufen konnte.

Henriette hatte weder Freunde noch Angehörige in Paris, Niemand bekümmerte sich um sie, und die eigenthümlichen Fortschritte ihres Geistes, wie alle ihre Schönheit und Anmuth, schienen von Niemanden bemerkt und beachtet zu werden. Die Klosterfrauen und übrigen Pensionnairinnen, auf deren Umgang sie angewiesen war, behandelten sie ohne jede Bevorzugung wie Ihresgleichen, und Henriette hatte sich daran gewöhnt, in ihrem düstern und einförmigen Leben einen Tag wie den andern hinzubringen, ohne daß die frische

Schwungkraft ihres Geistes und die Fröhlichkeit ihres Wesens dabei gelitten hätten.

Ihre einzige Zerstreuung bestand in dem Besuch des beim Kloster gelegenen Gartens und in den kleinen Landpartieen, welche im Sommer von Zeit zu Zeit nach Auteuil und andern Nachbarorten von Paris in Gemeinschaft aller Bewohnerinnen des Klosters und unter dem Schutz der würdigen Priorin desselben, einer Gräfin von Montessuy, veranstaltet wurden.

Der letzte Ausflug dieser Art schien in Henrietten einen besonderen Stachel der Erinnerungen zurückgelassen zu haben. Sie war in Auteuil, während sie mit einigen ihrer Gefährtinnen einen Spaziergang in das Feld unternommen, auf eine sehr auffällige Art durch die Aufmerksamkeit eines Herrn belästigt worden, der nach der ersten Begegnung, bei der er sie erblickt, umgekehrt und ihren Schritten unablässig gefolgt war. Er war in ihrer Nähe geblieben, bis sie den Wagen zur Rückfahrt bestiegen, und in diesem Moment hatten sich seine großen mächtigen Augen, mit denen er sie bis dahin verfolgt und gewissermaßen unter seinem Bann gehalten hatte, flammend und mit einem wunderbaren, nie empfundenen Ausdruck in ihre Seele gebohrt.

Henriette war zu absichtlich zum Gegenstand dieser zudringlichen Aufmerksamkeit gemacht worden, als daß sie nicht dieses ganzen Vorganges wegen den beißenden Spott ihrer zum Theil eifersüchtigen Genossinnen und eine ernste Vermahnung der Priorin zu hören bekommen hätte.

Am andern Tage war der Fremde plötzlich an der Hinterpforte des Klosters erschienen, und der merkwürdigste Zufall hatte sie gerade an dieser Stelle vorübergeführt, wo er spähend und lauschend zu verweilen schien. Dann hatte sein Gruß sie auf's Tiefste erschreckt und Henriette war, an allen Gliedern zit-

ternd, in die dunklen Gänge des Gartens hinein entflohen. Aber sie hatte sich die ganze Nacht hindurch in ihrer einsamen Zelle mit dieser Erscheinung beschäftigt, die sie nicht wieder aus ihren Gedanken verlieren konnte, obwohl der Eindruck, den die hohe, fast heroische Gestalt des fremden Mannes auf sie gemacht, mehr ein widerstrebender und erschreckender war, und ihr Herz mit einer gränzenlosen Bangigkeit erfüllte.

Dieser Zustand einer unendlichen Beängstigung und Unruhe hatte sich in ihr gesteigert, seitdem sie gestern Abend, als sie sich noch in einer späteren Stunde im Garten befand, den Fremden plötzlich hinter den Linden an ihrem Lieblingssitze hervortreten gesehn. Mit einer unwiderstehlichen Bewegung, der sie sich gar nicht zu entziehen gewußt, hatte er sie anzureden gewagt, und sie hatte nicht umhin gekonnt, ihm zuzuhören. Sie glaubte noch nie einen Menschen so reden gehört zu haben. Indem er sprach, schien ihr eine Flamme über seinem Haupte aufzugehen, welche den vor ihr liegenden abenddunklen Garten weithin mit Licht überflog. Zugleich aber fiel es ihr wie eine schreckliche Gefahr auf's Herz, daß sie sich allein mit ihm befand, denn ihre Gefährtinnen hatten bereits sämmtlich den Garten verlassen. Henriette fand so viel Kraft, ihre Hand aus der seinigen loszureißen, und sich mit einigen abgebrochenen, kaum verständlichen Sylben von ihm beurlaubend, hatte sie den Rückweg zum Klostergebäude gewonnen, noch ehe der Fremde, obwohl er ihr kühn und rücksichtslos auf dem Fuße gefolgt war, sie wieder zu erreichen vermochte.

Heut saß Henriette um dieselbe Stunde, theils träumerischen Gedanken hingegeben, theils sich ängstigend, in ihrem kleinen Gemach. Den schönen blondgelockten Kopf in die Hand gestützt, dachte sie ernstlich und eifrig Allem nach, was ihr in der letzten Zeit be-

gegnet war, und sie fand mit der ihr eigenen Ehrlichkeit, daß sie sich doch wohl Einiges vorzuwerfen haben möchte. Das Bild des räthselhaften Fremden drängte sich wieder ihren Vorstellungen auf, und sie begann zugleich alle widrigen Empfindungen, von denen sie sich zuerst bei seinem Anblick erregt gefühlt, in sich aufzurufen und wie zur Hülfe gegen ihn zu entbieten. Sie gestand sich, daß sein Eindruck eigentlich ein fürchterlicher gewesen, und wenn sie sich jetzt die gewaltige muskelkräftige Gestalt, die ihr so wunderbar begegnet war, wieder vergegenwärtigte, wollte ihr scheinen, als habe sie es eher mit einem bösen Dämon zu thun gehabt, der mit düstern und verderblichen Lockungen an sie herangetreten. Sein Gesicht, wie es ihr zuletzt vor Augen gestanden, war ihr mit zurückschreckenden, harten und wilden Zügen in der Erinnerung geblieben. Doch mußte sie sich gestehen, daß im Feuer seiner Rede, als er ihr gestern die Beweggründe seines Erscheinens so hinreißend geschildert, sein Antlitz ganz und gar wie von einer strahlenden Schönheit übergossen gewesen, und daß sie ihn in diesem Augenblick lieber mit einem Gott als mit einem Dämon verglichen hätte.

Aber Henriette beschloß, fortan die Erinnerung an ihn zu hassen und jede Beschäftigung ihrer Gedanken mit ihm weit von sich zurückzuweisen. Zu diesem Zweck nahm sie sich vor, in der nächsten Zeit gar nicht mehr in den Garten hinunterzugehen, und im Hause eine Unpäßlichkeit vorzuschützen, durch welche sie sich auf mehrere Wochen an ihr Zimmer gefesselt sehen wollte. Das gute Kind war so aufrichtig und nachdrücklich bei diesen Entschlüssen, daß sie zur Bekräftigung derselben vor dem über ihrem Bett aufgehangenen Bilde der Madonna niedersank und mit frommen Lippen ein inbrünstiges Gebet dazu flüsterte.

In diesem Augenblicke klopfte es leise an ihre Zelle, und Henriette sprang mit einem lauten Ausruf des Erschreckens von ihren Knieen empor. Sie athmete erst wieder beruhigt auf, als die Thür sich öffnete und, statt des Unbekannten, den die erregte Phantasie der jungen Pensionnairin erwarten zu müssen geglaubt, eine der Klosterfrauen des Hauses in Henriettens Zimmer trat. Es war die fromme Schwester Angelique, die Henrietten seit einiger Zeit eine besondere Aufmerksamkeit bewiesen, obwohl dabei zugleich so viel Schneidendes und Lauerndes in dem Wesen der alten Nonne sich ausdrückte, daß Henriette nur mit einer gewissen Bangigkeit diese Bemühungen ihrer Freundin um sie aufnehmen konnte.

Schwester Angelique näherte sich jetzt mit einer trippelnden Freundlichkeit, indem sie Henriettens Stirn küßte, und ihr dabei mit einem so durchbohrenden Seitenblick forschend in die Augen sah, daß Henriette unwillkürlich erbebte, und wie in ängstlicher Erwartung irgend einer schlimmen Nachricht einen Schritt von ihr zurücktrat.

Ich suchte Dich unten im Garten, Schwester Henriette, begann die Nonne, und glaubte Dich dort um so eher wieder anzutreffen, da Du gestern um dieselbe Stunde bei dem Lindenplatz verweiltest und Dich sehr gut zu unterhalten schienst. Was hat es zu bedeuten, mein unschuldiges Kind, daß Du heute nicht wieder dort erschienen bist?

Was es zu bedeuten hat? fragte Henriette mit zitternder Hast, indem ihre ausbrechende Verwirrung und Verlegenheit die sprechendsten Bekenntnisse ablegte.

Nun, ich will Dich nicht martern, Du bist ein gutes, liebes Mädchen, aber Du befindest Dich in einer schrecklichen Gefahr! sagte die Schwester mit einem tiefen feierlichen Ernst.

Sie ergriff darauf Henriettens Arm, und zog dieselbe neben sich auf das Kanapee, was das erschreckte Mädchen willenlos, und kaum noch athmend vor Angst und Erregung, geschehen ließ.

Der Lindenplatz im Garten ist heut Abend wieder wunderschön, die Linden strömen so herrliche Düfte aus, und Feinsliebchen hat ihren Ritter vergeblich da unten harren und harren lassen, sagte Angelique mit einer geheimnißvoll flüsternden Stimme.

Du weißt Alles, erwiderte Henriette mit hervorstürzenden Thränen, und so wirst Du auch wissen, wie unschuldig ich bei dieser Begegnung mit einem Unbekannten bin, dessen Verfolgungen ich verabscheue, und den ich niemals wiedersehen werde. Denn ich habe mir gelobt, dies Zimmer nicht wieder zu verlassen, bis sich jede Spur von diesem widerwärtigen Menschen für mich verloren hat!

Die heilige Jungfrau segne Deine Gelübde, meine Tochter! versetzte die Klosterfrau, indem sie ihre Hände faltete und, gegen das Bild der Madonna sich verneigend, ein leises Gebet flüsterte. Dann fuhr sie mit ihrem Lächeln, das so viel Arglistiges hatte, fort: Und ich habe mir gelobt, Dir in Deinen Anfechtungen christlich und getreulich beizustehen. Darum war ich gestern in Deiner Nähe, als der Versucher Dich antrat, und nachdem ich die ganze Nacht hindurch in meiner Zelle für Dich gebetet, stellte ich mich heut wieder pünktlich auf demselben Platze ein, um die ferneren Werke des Satans gegen Dich zu beobachten. Aber der weltberühmte Verführer fand heut sein Opfer nicht auf der Stelle, und ich weidete mich daran, ihn aus meinem Versteck zu betrachten, ihn, vor dem alle Frauen in ganz Frankreich zittern, und dem keine Familie, kein Haus, kein Kloster und kein Tempel heilig ist!

Von wem sprichst Du, Schwester Angelique, um Gotteswillen? fragte Henriette, die Hände der Nonne ergreifend und sich ängstlich an sie schmiegend.

Und Du solltest wirklich seinen Namen nicht gewußt haben? fragte die Nonne mit einem bedeutsamen Lächeln. Du solltest nicht gewußt haben, daß der Mann, welcher Dir nachstellt und der schon seine verderblichen Hände nach Dir ausgestreckt hat, daß der Allberücker, der auch in Deine Nähe gedrungen, Niemand anders als der Graf Mirabeau ist?

Nein, bei Gott, das wußte ich nicht, das ahnte ich nicht! rief Henriette an allen Gliedern zusammenschreckend. Ein tiefes Purpurroth flammte auf ihren Wangen auf. Dann versank sie, den Kopf vornüber auf die Brust gebeugt, in ein träumerisches Nachsinnen, in dem sie ganz die Anwesenheit der frommen Schwester Angelique zu vergessen schien.

Ja, Graf Mirabeau, wiederholte die Schwester, ein Kreuz schlagend, mit einem halb feierlichen halb besorgnißvollen Ausdruck. Ich habe ihn deutlich erkannt, als er uns zuerst in Auteuil begegnete, und gestern Abend, wo der Strahl des Mondes gerade in sein Gesicht fiel, bestätigte sich mir meine Entdeckung über allen Zweifel. Armes Kind, es ist der Graf Gabriel Riquetti von Mirabeau, dessen Blicke durch den Satan selbst auf Dich gelenkt worden, und der Dich mit seinen höllischen Listen zu umgarnen gedenkt. Seine Macht ist groß, und ich fürchte, Du wirst ihr mit Deinen schwachen Kräften keinen Widerstand leisten können!

Seid meinetwegen nicht besorgt, Schwester Angelique! erwiderte Henriette, aus ihrem träumerischen Hinstarren emporfahrend. Der Ausdruck ihres Gesichts hatte sich plötzlich verändert, ein sinniges strahlendes Lächeln hatte auf demselben Platz genommen.

Und woher wußtest Du, daß es Graf Mirabeau ist? setzte sie mit einer leisen Frage hinzu.

Oh, erwiderte die alte Nonne, habe ich ihn denn nicht im Kloster der heiligen Clarissinerinnen zu Gien gesehen, wo er zweimal den Versuch machte, die edle schöne Sophie von Monnier aus unserem Kloster zu entführen! Du weißt, daß ich in Gien war, ehe ich hierher zu Euch gekommen, von wo ein unseliger Zwist mit der Aebtissin, der mir einen Austritt aus diesem Kloster wünschenswerth machte, mich vertrieb. Und ich wohnte damals mit dieser Sophie Zelle an Zelle, und durfte mich rühmen, die Vertraute ihrer Schmerzen und ihrer Geheimnisse zu sein. Ach, sie ließ mich Tag und Nacht in ihrer zermarterten Seele lesen, was es heißt, von Mirabeau verführt und berückt zu werden!

Die Aufmerksamkeit Henriettens wurde durch diese Mittheilung auf das Aeußerste erregt. Wie, rief sie mit einem aufflammenden Blick, Du bist eine Gefährtin jener unglücklichen Sophie gewesen, deren Leiden und Abenteuer ganz Frankreich kennt? In welchem gefühlvollen Herzen haben sich nicht die Namen Sophie und Mirabeau zu einem wundersamen Gedicht der Zärtlichkeit und der Liebesschmerzen ineinander geschlungen! O, erzähle mir Alles von ihr und von ihm, was Du weißt, denn meine ganze Seele dürstet nach diesen Geschichten, und nichts hat mich je so interessirt, wie die Schicksale von Sophie und Mirabeau!

Es ist das eine sehr gefährliche Neugierde, mein Kind, bemerkte Angelique mit einer strengen Geberde. Die ächten Werke des Teufels erkennt man daran, daß sie sich zunächst so ausnehmend reizend darstellen. Wir Klosterfrauen bei den heiligen Clarissinerinnen in Gien waren jeden Tag in Schrecken, daß Graf Mirabeau kommen und uns überfallen möchte! Wir

fürchteten Alle nichts Geringeres, als von ihm entführt und weggeschleppt, und in das Schicksal unserer so bitter heimgesuchten Sophie hineingezogen zu werden.

Henriette, die oft in den ernstesten Momenten den Ausbrüchen ihrer natürlichen Heiterkeit nicht widerstehen konnte, ließ plötzlich ein lautes herzliches Gelächter erschallen. Aber er kam niemals, um Euch würdige Häupter zu entführen und wegzuschleppen? fragte sie mit einem neckenden Ton.

Er kam, er kam! antwortete Angelique hastig und bedeutungsvoll. Graf Mirabeau kam zwei Mal, um den Frieden bei den heiligen Clarissinerinnen auf das Frevelhafteste zu stören, und unsere heiligen Regeln und Ordnungen mit räuberischer Hand umzustoßen. Denn er kam, um Sophiens schwer errungene Ruhe wieder zu trüben, sie mit ihrem Herzen von neuem zu überwerfen, und das arme, seinem Zauber noch immer unterliegende Geschöpf zur Flucht mit ihm zu drängen. Diese Heimsuchungen des Bösen mußten namentlich mich, der ich Sophien so nahe stand, auf das Tiefste erschüttern, und meine Brustleiden, die wohl bald einmal meinen Tod herbeiführen werden, stammen aus dieser Zeit!

Und wie benahm sich Sophie bei diesen Bemühungen ihres Geliebten, sie, deren Schönheit, Heldenmuth und Märtyrersinn in den Erzählungen gleich sehr gerühmt werden? fragte Henriette mit einem schwärmerischen Blitzen ihrer schönen Augen.

Ich will Dir Alles erzählen, wie es sich zugetragen, mein Kind! erwiderte die Nonne. Du weißt, daß Sophie von Monnier die große Sünde auf ihr Haupt geladen hatte, sich von dem Grafen Mirabeau ihrem Gatten entführen zu lassen. Bei meinem Schutzpatron, eine große Sünde war es immer, aber ach, Sophie zählte ja damals erst neunzehn Jahre, und

der alte Marquis von Monnier, mit welchem der Zwang ihrer Mutter sie verheirathet, hatte schon fast achtzig Jahre. Das heißt, mit aller Gewalt die Anfechtungen des Fleisches hervorrufen, und der Teufel sandte einen seiner glänzendsten Lieblinge dazu aus in der Gestalt des Grafen Mirabeau, der auf das Schloß Joux bei Pontarlier als Gefangener gebracht worden.

Das weiß jedes Kind in Frankreich, gute Schwester Angelique, rief Henriette, sie ungeduldig unterbrechend. Wer hat sich nicht von dieser wunderbaren Mähr erzählt, wie Sophie und Mirabeau sich fanden und liebten, und wie Graf Mirabeau, der einem despotischen Vater durch das Gesetz in die Gewalt geliefert worden, an ihr den Engel sich gewann, der für lange und grausame Kerkerleiden ihm lohnen sollte? Er entführte sie, sie und sich selbst von unwürdigen Fesseln befreiend, und lebte mit seiner Freundin ein idyllisches Liebeleben in Amsterdam, bis die ihnen nachgesandten Häscher sie dort ereilten, und Mirabeau in den Donjon von Vincennes geschleppt wurde und die unglückliche Sophie, auf Betrieb des rachedürstenden Marquis von Monnier, ihre Einschließung in dem Kloster zu Gien erhält!

Wie gut Du Dir das Alles gemerkt hast, meine arme Tochter! seufzte Angelique. Und es ist gefährlich, sehr gefährlich, sich das zu merken, glaube mir! Aber Graf Mirabeau hat freilich genug dazu gethan, alle diese Dinge öffentlich zu machen, und in Mémoires und Druckschriften aller Art, die er über seine Händel herausgegeben, seine Verführungskünste und Schliche noch vor aller Welt auszuposaunen.

Verzeih', ich glaube, daß Du ihm darin Unrecht thust! versetzte Henriette rasch und eifrig. Er gab diese Mémoires ja nur heraus, nachdem er, durch den endlich nachlassenden Zorn seines Vaters aus Vin-

cennes befreit, sich in Pontarlier von Neuem als Gefangener gestellt hatte, um seinen Prozeß und das wider ihn ergangene Urtheil nochmals von den Richtern gerecht prüfen zu lassen. Da sandte er jene seine Vertheidigungen in die Welt, die mir erst neulich unser Arzt zum Lesen gegeben, und die so schön geschrieben sind, als wenn es lauter Melodien wären, die der Hand eines großen Musikers entflossen. Und haben nicht die Richter, die ihn erst verdammt, zuletzt selbst daraus einsehen müssen, daß das Todesurtheil, welches man wegen der Entführung Sophiens gegen ihn gefällt, ein durchaus nicht berechtigtes und ganz und gar zu widerrufendes war? Und war nicht der Hauptzweck Mirabeau's dabei eigentlich der gewesen, durch seine eigenen Rechtfertigungsschriften auf die Befreiung Sophiens hinzuwirken und von ihrer Schuldlosigkeit alle Ankläger zu überzeugen?

Nein, entgegnete Schwester Angelique mit hitziger Betonung, nein, das war nur scheinbar sein Zweck gewesen, denn wenn er sein Verhältniß zur Sophie als ein schuldloses darzustellen suchte, so kam es ihm dabei lediglich auf die Freisprechung seiner eigenen Person an. Diese wollte er erlangen, weil er dann hoffte, seine Frau, Emilie von Marignane, die sich wegen seiner abscheulichen Streiche von ihm zurückgezogen, und ihn nicht wieder aufnehmen wollte, zur Wiedervereinigung mit ihm bewegen zu können. Er wollte diese Frau oder vielmehr ihr Vermögen wieder haben, um mit den bedeutenden Hülfsmitteln desselben sich jetzt eine neue Laufbahn in der Welt zu eröffnen. Aber diese Berechnungen schlugen fehl, und obwohl sein Prozeß in Pontarlier niedergeschlagen wurde, so kam doch nichts Vortheilhaftes für den Grafen Mirabeau dabei heraus. Ja, im vorigen Jahre gewann

auch seine Frau die Scheidung, die rechtskräftig und richterlich zwischen ihnen ausgesprochen wurde.

Es ist wahr, versetzte Henriette kleinlaut und erröthend, ich hatte es vergessen, daß Graf Mirabeau schon vermählt gewesen, und daß er mit seiner Frau um ihren Besitz gestritten.

Es ist dies zugleich ein Beweis, setzte sie nach einer Pause hinzu, daß er sich von seiner Sophie wieder abgewandt, und daß das, wie es schien, für die Ewigkeit angelegte Verhältniß doch wieder zwischen ihnen gebrochen wurde. Aber Du wolltest mir von Sophien erzählen, und von den Besuchen, die Euch Graf Mirabeau in Eurem Kloster zu Gien abgestattet?

Ja, diese schreckensvollen Besuche werden mir nie wieder aus dem Gedächtniß entschwinden! seufzte die Klosterfrau, indem sie sich noch durch einen frommen Hinblick zum Bilde der Madonna Muth und Trost gewinnen zu wollen schien. Mirabeau und Sophie hatten sich während ihrer beiderseitigen Gefangenschaft stets die herrlichsten Briefe geschrieben, und Sophie, die mir ihr unbedingtes Vertrauen zugewandt, ließ mich Manches davon lesen. Auch war es meine Hand, durch welche ihre Briefe an den Gefangenen von Vincennes befördert wurden. Da wurde Graf Mirabeau plötzlich in Freiheit gesetzt, und der Briefwechsel zwischen Beiden, der einst so herzinnig und leidenschaftlich gewesen, in der letzten Zeit aber schon öfter verstimmt zu werden schien, nahm nun auf Einmal einen ganz anderen Charakter an. Graf Mirabeau schrieb ihr die heftigsten Briefe, die voll Gereiztheit und Eifersucht gegen sie waren, und Frau von Malleroye — denn diesen Namen hatte Sophie aus Haß gegen den ihres Gatten im Kloster angenommen — antwortete ihm darauf mit nicht minder bitteren Er-

widerungen. Mirabeau machte ihr Vorwürfe, daß sie ihm untreu geworden. Bald sollte sie mit ihrem Beichtvater Le Tellier, bald mit andern Personen, deren Besuche sie in ihrer Zelle empfing, in eine unerlaubte Verbindung getreten sein. Es ist wahr, die bedeutendsten Personen der Stadt Gien, welche sich von ihrer Liebenswürdigkeit und Sanftmuth angezogen fühlten, beeiferten sich täglich, sie zu besuchen und ihr Aufmerksamkeiten und Huldigungen aller Art darzubringen, aber Niemand war darunter, ich kann es versichern, der Mirabeau's Anklagen gegen Sophie begründet erscheinen lassen konnte. Sophie erklärte, daß Mirabeau nur die Rolle des Eifersüchtigen spiele, um dadurch den Vorwand zu einem Bruch mit ihr zu gewinnen. Ein gemeinschaftlicher Freund Beider war der Arzt unseres Klosters, der Doctor Ysabeau, der es sich angelegen sein lassen wollte, eine Aussöhnung zwischen Sophie und Mirabeau zu Stande zu bringen. Er suchte eine Zusammenkunft zwischen Beiden zu vermitteln, und Sophie entschloß sich dazu, obwohl ich ihr die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen zu machen wagte. Aber der Doctor Ysabeau setzte Alles durch, er reiste selbst dem Grafen Mirabeau bis Nogent-sur-Vernisson entgegen, besorgte ihm dort die Verkleidung und den Kramkasten eines Hausirers, und führte ihn unter dieser Maske in die Zelle Sophiens ein. Sophie hatte mich als ihre einzige Vertraute zur Zeugin dieser Unterredung bestimmt, damit sie später nicht beschuldigt werden könnte, zu einer Unschicklichkeit im Kloster Veranlassung gegeben zu haben. Die beiden Liebenden gingen nach einer kurzen einsylbigen Begrüßung sofort zu den stürmischsten Erörterungen über. Mirabeau behauptete mit ungeheurem Gewicht eine Anklage, für die er durchaus keine Beweise aufbringen konnte. Sophie vertheidigte sich erst mit

ihrer himmlischen Sanftmuth, dann ging sie selbst zu einer immer größeren Energie über, und gab ihm endlich seine Beschuldigungen mit einer gleichen Anklage zurück, für die es aber nicht an unwiderleglichen Beweisen mangelte. Selbst in der Zeit, wo Mirabeau aus dem Schloßthurme von Vincennes die glühendsten Briefe an seine Sophie schrieb, hatte er mit zwei andern Frauen, denen er den Kopf zu verrücken gewußt, Einverständnisse unterhalten. Die eine war die Frau des Gouverneurs von Vincennes gewesen, die andere aber eine Prinzessin von Frankreich, deren Namen ich hier nicht auszusprechen wage. Die Prinzessin, die sich so leidenschaftlich für ihn interessirte, wußte ihm bald die größten Erleichterungen zu verschaffen. Sie bewirkte durch ihren Einfluß, daß er sogar zuweilen ausgehen und sich nach Paris begeben durfte, und es wurde vornehmlich ihrer Verwendung zugeschrieben, daß Graf Mirabeau bald darauf auch wieder völlig in Freiheit gesetzt ward. Diese Thatsachen, von denen Jedermann sprach, hielt ihm Sophie in jener Unterredung mit rücksichtsloser Offenheit vor. Mirabeau schäumte vor Wuth, seine Stimme wurde die eines donnernden Löwen, und das ganze Kloster wurde aufgeschreckt durch seine entsetzlichen Töne. Die Klosterfrauen lagen in ihren Zellen auf den Knieen und beteten, weil sie wähnten, der Versucher selbst sei in den Schaafstall eingebrochen. Niemand wagte es, ihm entgegenzutreten. So trennten sich endlich Beide in gegenseitiger Erbitterung und schieden von einander, ohne das Verständniß ihrer Herzen wiedergefunden zu haben.*)

O wie traurig ist das! rief Henriette, indem ihr Busen in einem empfindungsschweren Seufzer sich

*) Montigny Mémoires de Mirabeau III. 288.

hob. Und haben sich Mirabeau und Sophie seitdem niemals in Liebe wiedergesehen? setzte sie leise hinzu, indem ihre Stimme vor Erwartung bebte.

Im Kloster zu Gien zitterten wir damals alle Tage, daß er wiederkommen möchte! versetzte Schwester Angelique. Aber es verging einige Zeit, ehe die gute Marquise wieder etwas von Mirabeau erfuhr. Doch plötzlich schien derselbe eine Anwandlung von Reue empfunden zu haben. Er schlug Sophien in einem Briefe eine Aussöhnung und Entführung vor, und Sophie war schwach und liebeerfüllt genug, um ihre Zustimmung zu dem von ihm entworfenen Plane zu geben. Als sie sah, daß ich, um ihres ewigen Heiles willen, gegen diesen Entschluß bei ihr ankämpfte, zog sie sich in ein hartnäckiges Schweigen gegen mich zurück. Aber ich verdoppelte nur meine Wachsamkeit, um Sophie zu retten. Bald hatte ich Alles ausgespäht, wie es zwischen ihnen verabredet worden. Mirabeau hatte sich einen Abdruck unserer Klosterschlüssel zu verschaffen gewußt, und Sophie empfing von ihm die Schlüssel, mit denen sie sich zur Nachtzeit die Pforte öffnen sollte. Tag und Stunde ihrer Flucht waren bestimmt. Mirabeau stand unter den Mauern des Klosters, um seinen schönen Flüchtling zu empfangen. Aber ich hatte, nachdem ich mich im Gebet dazu gekräftigt, unserer Aebtissin Alles verrathen. In demselben Augenblick, wo Sophie sich die Klosterpforten erschließen wollte, ward sie durch den Arm der Aebtissin selbst an ihrer Flucht gehindert. Graf Mirabeau fand eben nur noch Zeit, sich vor den gegen ihn aufgebotenen Klosterknechten zurückzuziehen. Ich genoß in der Stille den Triumph der Gerechten, daß ich Sophie vor der verderblichen Wiedervereinigung mit Mirabeau gerettet hatte.*)

*) Cadet de Gassicourt. Essai sur la vie de Mirabeau.

Und Graf Mirabeau hat seitdem alle Versuche aufgegeben, sich seiner Sophie wieder zu bemächtigen? fragte Henriette, in ein träumerisches Nachsinnen sich verlierend.

Mirabeau und Sophie sind getrennt für immer, erwiederte die Nonne mit einem pathetischen Ernst. Auch nachdem Sophie vor einigen Monaten ihre vollständige Freiheit wieder erlangt, soll sich Graf Mirabeau ihr nicht wieder angenähert, noch sich im Geringsten um sie bekümmert haben.

Wie, die Marquise von Monnier ist jetzt aus dem Kloster von Gien entlassen? fragte Henriette mit einem Ausdruck von Unruhe und Traurigkeit.

Der Tod ihres Gatten, des Marquis von Monnier, befreite sie endlich aus dem Kloster, sagte Schwester Angelique. Sie hatte bei dem Abkommen, durch welches Mirabeau seinen Prozeß in Pontarlier geschlichtet, die Erklärung unterzeichnen müssen, daß sie das Kloster, in dem sie eingeschlossen war, nicht eher wieder verlassen wolle, als nach dem Tode ihres Gatten. Nachdem dies Ereigniß vor Kurzem eingetreten, miethete Sophie ein kleines Haus in Gien, welches unmittelbar an das Kloster stieß, in dem sie so lange Trost und Zuflucht gefunden, und das sogar durch einen Gang mit dem Kloster zusammenhing. Sie gab sich bei den frommen Clarissinerinnen in Kost, deren Nähe und Umgang sie nicht mehr entbehren wollte. Denn mit ihrer Familie sich wieder zu vereinigen, widerstrebte ihr, nachdem sie so viel von den Vorwürfen und dem Unwillen derselben gelitten. So hat sie jetzt, die liebliche Dulderin, dort an den freundlichen Ufern der Loire ihre Heimath und ihren Frieden gefunden, und Gott segne sie immerdar, wenn sie auch seit jenem Vorgange meine Feindin geworden.

Die Schwester Angelique verrichtete jetzt ein stil-

les Gebet, und auch Henriette sah sich durch ihre strengen Blicke aufgefordert, dasselbe andächtig zu theilen.

Jetzt habe ich auch für Dich gebetet, daß der Himmel Dich vor dem Grafen Mirabeau schützen und behüten möge! sagte Angelique, indem sie sich erhob. Du bist von dem gefährlichsten und ruchlosesten aller Männer umschlichen und ich habe es darum für meine Pflicht gehalten, Dich zu warnen und Dir zur Seite zu stehen.

Ich danke Dir, erwiederte Henriette, indem sich ihre Wangen von Neuem mit einem flammenden Purpur überzogen. Deine Absicht ist schön und ich werde ihr zu entsprechen wissen, wenn auch die Gefahr nicht so groß für mich ist, als Du wohl meinst.

Du glaubst, weil Graf Mirabeau ein häßlicher Mann ist? versetzte die alte Nonne eifrig. Das ist schon der Anfang der Sünde mit ihm, wenn man sich sicher glaubt. Es ist wahr, wenn man zuerst seiner ansichtig wird, macht sein pockennarbig zerfetztes und wildes Gesicht fast einen fürchterlichen Eindruck, und vor der breitschulterigen gewaltigen Figur meint man zusammensinken zu müssen. Aber dieser Schauder, welchen er einflößt, ist das eigentliche Zaubermittel des Satanas, welches ihm derselbe auf die Welt mitgegeben, um Alle, die er will, sicher verderben zu können. Denn nachdem ich ihn einige Male angesehen, begann ich es schon selbst zu empfinden, wie sich Einem dieser Schauder im Herzen gerade in sein helles Gegentheil zu verkehren anfängt. Und nun gute Nacht, Schwester Henriette! Es ist schon spät geworden.

Damit entfernte sie sich jetzt eilig, und ließ Henriette in den aufgeregtesten Empfindungen in ihrer Zelle zurück.

## IV.

## Mirabeau und Henriette.

Henriette saß noch immer auf demselben Platze in ihrem Zimmer, und ließ die Bilder, welche die Erzählungen der Schwester Angelique in ihr erweckt, nochmals an ihrer Phantasie vorüberziehen. Die Nacht war hereingebrochen, und eine tiefe Stille umgab das in ihre Gedanken verlorene Kind. Von dem Klostergarten, in den ihr Fenster hinausging, wehten die Bäume schauerliche Melodieen zu ihr herauf. Henriette schreckte plötzlich aus ihrem träumerischen Nachsinnen empor, und begann aufmerksam und ängstlich zu werden, ohne daß sie sich den Grund dazu erklären konnte. Ein unheimliches Flüstern und Bewegen schien ihr durch die geschnittenen Heckenwände des Gartens sich hinzuziehen.

Henriette sprang von ihrem Sitz empor und eilte zuerst an das offenstehende Fenster, um dasselbe sorgfältig zu schließen. Dann zündete sie mit einer Hast, als wenn etwas dabei auf dem Spiele stände, ihr Licht an, und leuchtete damit ängstlich in allen Ecken des Zimmers umher. Sie mußte sich aber überzeugen, daß alles Geräusch, welches sie plötzlich beargwöhnt und gefürchtet, nur eine Täuschung ihrer Einbildungskraft gewesen, wie sie auch, nachdem sie lange am Fenster gestanden und gehorcht hatte, erkennen mußte, daß unten im Garten nur der stärker gewordene Nachtwind in den Gängen desselben geflüstert habe.

Lächelnd über ihre eigene Thorheit, setzte sich Henriette jetzt nieder, und nahm ein Buch, dessen Lectüre sie vor einiger Zeit begonnen. Aber es wollte ihr nicht gelingen, ihre Aufmerksamkeit an diese Blätter zu fesseln. Sie warf das Buch wieder von sich, und

trat von Neuem lauschend an das Fenster. Mit dem scharfen Gehör, das ihr eigenthümlich war, glaubte sie ganz deutlich eine flüsternde Stimme aus dem Garten herauf zu vernehmen.

In diesem Augenblicke hörte sie auch ein leises Geräusch an ihrer Thür, sie erbebte und ein Angstschrei entfuhr ihren Lippen. Sie wollte rasch die Thür von innen verschließen, und doch hielt sie wieder ein Gefühl, das dunkel in ihrer Seele blitzte, davon zurück.

Die Thür öffnete sich, und in den dunkeln Hintergrund des Zimmers trat die Gestalt eines Mannes, den Henriette, ihrer Sinne kaum noch mächtig und fast zusammensinkend vor dieser Erscheinung, sogleich erkannte.

Er ist es! Graf Mirabeau! flüsterte sie leise, ihm die Hand wie zur Abwehr entgegen streckend.

Sie wissen meinen Namen, Henriette! rief er mit triumphirender Stimme, indem er sich ihr jetzt mit einer raschen stürmischen Bewegung näherte und ihre Hände ergriff.

Henriette stand wie vernichtet da, und überließ ihm willenlos ihre Hände, die er an seine Lippen und seine Brust gezogen. Das Bewußtsein, sich durch den ihr in der Ueberraschung entfahrenen Ausruf seines Namens verrathen zu haben, hatte ihre Verwirrung zu einer grenzenlosen gesteigert. Es war ihr, als hätte sie damit jede Kraft des Widerstandes in ihrem Herzen gegen ihn verloren.

Henriette, begann Graf Mirabeau wieder, sie leidenschaftlich anblickend, ich bin der Glücklichste aller Menschen, denn Sie haben sich in der Zwischenzeit mit mir beschäftigt, und ich will nicht nachforschen, wer Ihnen hier den Namen Mirabeau's verrathen konnte. Was liegt auch an einem Namen, der bisher

nur den Ruhm der Verfolgungen und der Schmerzen aufzuweisen gehabt, und der zu seinem Glanz und zu seiner Bedeutung nur auferstehen kann in einem neuen Leben, dessen Beginn sich für Mirabeau nur durch Deine Gunst, Henriette, entscheiden wird! Man wird Dir gesagt haben, was ganz Frankreich weiß, nämlich wie gequält, gefoltert und umhergehetzt bisher Graf Mirabeau war, und nun ist plötzlich mein Schicksal in Deine Hand gelegt worden, Henriette, damit Du die Stürme, die bisher mein Leben durchwühlt, sänftigen und mit Deinem Gnadenmunde den ewigen Frieden der Liebe darüber sprechen sollst!

Henriette antwortete nicht, sondern stand, den Kopf vornüber auf die Brust gesenkt, und ihm zuhörend, mit der Unbeweglichkeit einer Statue da. Es schien, als fürchtete sie, sich zu bewegen, um die Gewalt, der sie sich unterthan fühlte, nicht zu einer rascheren Entscheidung über sich zu rufen. Aber wenn sie jede Bewegung ängstlich vermied, so konnte sie doch das ungestüme und laute Treiben ihrer Pulse nicht zurückhalten, die in ihren von ihm festgehaltenen Händen zitterten, und beredter als jedes Wort ihm den Zustand ihrer Seele verriethen und preisgaben.

Wiederhole mir noch einmal das Wort, womit Du mich bei meinem Eintritt begrüßtest, Henriette! rief Mirabeau, sie näher in seine Arme ziehend. Sprich noch einmal: Er ist es! und ich will darin das beseligende Geständniß lesen, daß Du Dich mit Deinem ganzen Herzen meiner annehmen und mir folgen willst, um mich nie wieder zu verlassen, um bei mir zu bleiben in Liebeseinigkeit und Treue, noch heut, noch in dieser Stunde!

Henriette schüttelte langsam mit dem Kopf, ohne sich ihm zu entziehen, und ohne ein Wort von ihren Lippen zu bringen. Nur ein irres, ahnungsvolles

Lächeln flog über ihr Gesicht, das mehr ein beginnendes Glück als einen heftigen Kampf ausdrückte.

Du willst mir nicht Rede stehen, begann Mirabeau wieder mit dem schmeichelndsten Laut seiner tiefen volltönenden Stimme. Und doch liegt Dein Herz offen vor mir da, und wenn Dein Mund sich weigert, mir das: Er ist es! noch einmal zuzurufen, so wird es Dein Herz, wenn ich es frage, mir stillschweigend bekräftigen. Ja, Er ist es, der, nachdem er Dich einmal gesehen, Dich nicht wieder aus dem Sinn zu verlieren vermochte, und bis in diese Klostermauern zu Dir hereinzudringen wagte, um Dich zu rufen und Dich zu fordern! Er ist es, der, von Deiner Schönheit und Deiner Jugend begeistert, bei Dir angeklopft hat, um Dich dem blühenden sonnigen Leben wiederzugewinnen, dem Du angehörst mit allen Deinen Sinnen, Deinen Reizen und Deinen Vorzügen. Er ist es, der Dich auf seinen starken und sichern Armen aus dem Kerker dieses Klosters hinaustragen will, um Dir die Pforten des Lebens zu eröffnen! So komm, und folge ihm, Deinem Freunde, der Dich liebt, denn Alles ist vorbereitet, und Deine Kerkermeister, die ich gewonnen, werden uns ziehen lassen, als gewahrten sie uns nicht!

Henriette sah ihm still und forschend ins Gesicht, um den Ernst und die Treue seiner Absichten in demselben zu erkennen. Und sie glaubte darin einem leuchtenden Zug von Wahrheit und Liebe zu begegnen, der ihr Alles bestätigte, was sie heimlich wünschte, und dem sie felsenfest vertrauen zu können meinte. Die Wildheit seines Ausdrucks, vor dem sie sonst zurückgebebt, hatte sich in die innigste Milde und Zartheit verwandelt, und wenn er noch das Ansehn eines Löwen für sie hatte, der ihr in seiner unberechnenbaren Gewalt gegenüber stand, so sah sie doch zugleich mit einer ihr ganzes Wesen hinreißenden Gewißheit, daß der

Löwe sich ihren Blicken und Winken gebeugt und von ihrer Hand geleitet sein wolle.

Mirabeau blickte ihr noch einmal fest und lange in die Augen und sagte dann: So komm, Henriette, denn es ist Zeit, diesen Ort zu verlassen. Komm, draußen ist Freiheit, Luft, Zukunft und Glück für Dich! Du sollst mich nur wie Deinen Diener betrachten, der Dich treu geleiten wird, um Dir Dein junges Lebensglück wieder einzuholen, das man Dir bisher widerrechtlich vorenthalten und verschlossen hatte. Noch einige Stunden wird es dauern, und die Nacht, die uns umgiebt, steigt von ihren schwarzen Rossen herunter, um der neu aufgehenden Morgenröthe zu huldigen. Dann wirst Du beim ersten Strahl der Sonne, der Dich morgen beleuchtet, Dich in einem rosigen Schimmer der Freiheit erkennen, wie Du ihn nie an Dir wahrgenommen hast, Du wirst anders athmen, denken und fühlen wie sonst, und Du wirst Mirabeau zugestehen müssen, daß er Dir, dem übervortheilten und vereinsamten Mädchen, das Recht Deiner Existenz wiedererobert und Dir das kostbare Kleinod Deiner Jugend gerettet hat! —

Henriette zögerte aber noch immer, sich zu entschließen, oder vielmehr, sie wagte es nicht, ihrem Entschluß, über den sie kaum noch selbstständig gebieten zu können schien, irgend einen Ausdruck zu geben.

Und zuerst nimm Shawl und Mantel, und hülle Dich recht fest und sorgfältig ein, denn die Nacht draußen geht kühl! sagte Mirabeau dann, indem er ihr mit seinen Blicken, gegen welche sie keinen Widerstand zu leisten wußte, fast gebietend anzudeuten schien, was sie thun solle.

Henriette folgte diesen Blicken, welche nach einem Wandschrank hindeuteten, in dem Shawl und Mantel für sie lagen, wie in einer mechanischen Bewegung.

Gerade aufrecht, die zierlichen schlanken Glieder kaum bewegend, wie eine Nachtwandlerin, die einen geheimnißvoll in ihr wirkenden Willen gehorsam vollführt, schritt sie nach der Wand hin.

Sie nahm Shawl und Mantel aus dem Schrank, und hielt dieselben noch eine Secunde lang mit zögernden Händen, als wolle sie sich erst auf Etwas besinnen, hoch empor. Mirabeau aber trat rasch zu ihr heran, und warf ihr, die liebliche Gestalt dabei in seinen Armen zusammenfassend, die verhüllende Bekleidung über ihre Schultern.

Henriette blieb bewegungslos stehen. Ihre Augen schienen sich tief in sich geschlossen zu haben. Die langen Augenwimpern hatten sich ganz darüber hinabgesenkt, und verschleierten ihre Blicke.

Und nun nimm Hut und Schleier, mein einziges liebes Kind, und bedecke Dir damit Deine schönen blonden Locken, denn die Nachtlüfte wehen draußen unsanft! fuhr Mirabeau mit dem wunderbar mächtigen Klang seiner Stimme fort.

Henriette leistete auch diesem Befehl Mirabeau's auf der Stelle Gehorsam. Dann zog sie mit einer raschen fliegenden Handbewegung den Schleier über ihr Gesicht herab. So stand sie, tief verhüllt, und schien nur einer weiteren gebietenden Aeußerung aus seinem Munde entgegenzuharren.

Mirabeau betrachtete sie mit leidenschaftlichem Entzücken, und sie fühlte es durch den Schleier hindurch, wie seine Flammenblicke sie mit einem verzehrenden Feuer durchbohrten. Ihre ganze Gestalt begann plötzlich, wie von einem elektrischen Strahl getrieben, in sich zu erschauern.

Aber vergiß auch nicht, Henriette, begann Mirabeau wieder, Alles mit Dir fortzunehmen, was Dir

hier von Deinem kleinen Besitz noch irgend am Herzen liegen mag.

Henriette seufzte bei diesen Worten laut auf, und eine hastige Beweglichkeit theilte sich plötzlich ihren bis dahin wie erstarrt geschienenen Gliedern mit. Sie begab sich nun rasch zu einem mit alterthümlichem Schnitzwerk versehenen Schrank und zog aus demselben in geschäftiger Eile mehrere Schubfächer hervor, welche sie eifrig durchsuchte. Zuerst nahm sie daraus ein goldenes, mit Perlen besetztes Medaillon, welches das Bildniß ihres berühmten Vaters enthielt. Sie drückte einen feierlichen Kuß auf das Bild und verbarg es dann mit einem freudestrahlenden Ausdruck in ihrem Busen. Sie erschien seit diesem Moment sicherer und zuversichtlicher geworden, die tief erblaßten Wangen hatten sich wieder mit der frischen lebendigen Röthe bedeckt, und sie schlug jetzt zum Erstenmal ihre Augen mit einem vollen Strahl Mirabeau entgegen. Sie betrachtete ihn wie verwundert, sie schien wie aus einem Traum emporzufliegen, und leise nickend, schien sie ihr Glück und ihre Beseligung darüber auszudrücken, daß das Erwachen den Traum nicht zerstört, sondern ihn als eine Wahrheit vor ihre Blicke hingezaubert hatte.

Sie eilte aber jetzt noch einmal mit flüchtigem Gazellenschritt zu dem Schnitzschrank hin, und zog einen Kasten aus demselben hervor, den sie öffnete und dann einen Augenblick lang lächelnd betrachtete. Nachdem sie ihn wieder verschlossen, begab sie sich mit einer raschen, fast munteren Bewegung, in welche ihre frühere Starrheit übergegangen, zu Mirabeau hin, der ihr mit erstauntem Lächeln entgegenblickte. Sie legte das Kästchen, das sie trug, in seine Hände und gab ihm dabei mit einem bedeutsamen Ausdruck zu verstehen, daß sie den Inhalt desselben von ihm aufbewahrt zu sehen wünschte. Ihre Geberde hatte dabei

etwas so Rührendes und Demüthiges, daß Graf Mirabeau zu ihren Füßen niedersank und dann mit stürmischen Liebkosungen ihre Hände und Kleider küßte.

Aber Henriette hatte, seit den ersten Worten, welche ihr bei seinem Eintritt in ihr Zimmer entfahren, noch nicht wieder zu ihm gesprochen. Und doch schien es Henrietten, als hätte eine lange Verhandlung über ihr ganzes Leben stattgefunden, und als sei dabei Alles, was in ihr lebte und drängte, so sehr von ihr ausgesprochen worden, daß sie nichts weiter mehr hinzufügen dürfe, sondern ihm gegenüber nur noch dem Glück des Schweigens sich hingeben könne.

Mirabeau wünschte aber noch das Wort aus ihrem Munde zu hören, um das er sie zuvor vergeblich gebeten und bestürmt hatte. Er nahm sie in seine Arme, und sich an ihre Wangen lehnend, fragte er sie sanft: Und bist Du nun bereit, mir zu folgen, und Dich mir zu vertrauen, so daß der Eine von uns im Andern lebt und wir, von einem und demselben Lebensathem existirend, uns nicht mehr trennen, sondern uns ewig gehören werden?

Henriette schwieg, aber in ihren Augen begannen Thränen zu schimmern, die immer voller sich hervordrängten.

Und bin ich es, der den Schatz Deines Herzens zuerst zu heben kommt? fragte Mirabeau weiter mit empfindsamer Dringlichkeit. Ist es Mirabeau, dem Du Dich in Deinem Herzen verlobt und gebunden hast? Ist Er es, mit dem Du gern ziehen willst durch die ganze Welt, ist Er es, der Deiner Verzeihung, Deiner Liebe und Güte gewiß sein kann?

Er ist es! flüsterte Henriette leise und kaum hörbar vor sich nieder, und wandte sich dann, von Neuem zusammenschreckend, von ihm ab.

Du hast das Wort gesprochen! jubelte Mirabeau

in seiner stürmischen Weise. Du hast es gesagt, Henriette, und damit haben wir unsern süßen Bund fest geschlossen. Und jetzt laß uns aufbrechen! Möchten alle Kerkerthüren in Frankreich so der Liebe und der Freiheit weichen, wie ich jetzt Dir die Deinige eröffne, durch welche Du nie wieder zurückkehren wirst in diese Gefangenschaft des Leibes und der Seele!

Er stieß bei diesen Worten die Thür weit vor ihr auf, und ließ sie vor sich her schreiten, indem er, wie zum Zeichen seiner sichern Geleitschaft, seine Hand hoch über ihrem Haupte emporhielt und die Spitze seiner Finger auf ihren Scheitel hinabsenkte.

Henriette, die sich ermuthigt zu fühlen schien durch den über ihr ruhenden Schutz seiner Hand, schritt jetzt ohne Zögern und Zagen durch den langen Corridor des Klosters hin, der zur großen Haupttreppe führte. Obwohl die Tritte der Fliehenden einen leisen Widerhall in dem Gemäuer fanden, so wurden doch die Schläferinnen in den ringsumher liegenden Zellen dadurch nicht geweckt. Alles blieb ruhig und Mirabeau und Henriette langten ohne Aufenthalt unten an der Klosterpforte an. Dieselbe stand offen und die alte Pförtnerin war nicht zu sehn.

Beide traten eilig auf die Straße hinaus. In einer kleinen Nebengasse, die in einigen Secunden erreicht wurde, stand ein Wagen zu ihrer Aufnahme bereit. Der Diener des Grafen Mirabeau hielt den Schlag geöffnet. Mirabeau hob Henriette in den Wagen, der jetzt eilends durch die Nacht davonflog. —

---

## V.

## Das geheimnißvolle Kind.

Der Wagen hielt in der Rue de la Roquette, in der Nähe des Bastille-Platzes, still, wo Graf Mirabeau seit einiger Zeit seine Wohnung genommen hatte. Die ersten Strahlen der Frühsonne hatten eben den dämmernden Horizont durchbrochen und beleuchteten ein kleines schmales Haus, in welches Henriette jetzt, am Arme Mirabeau's, mit einigem Zögern eintrat. Die Erwartungen ihrer aufgeregten Phantasie, die sich unwillkürlich ein glänzendes Grafenschloß versprochen hatten, schienen einen Augenblick durch den düstern und dürftigen Charakter des Hauses, welches sie betraten, sich verletzt zu fühlen. Aber ein Blick auf Mirabeau, der sie mit Sorgfalt die ausgeglätteten steinernen Stufen einer engen Treppe hinaufgeleitete, ließ ihr wieder Alles ringsumher in einem leuchtenden und festlichen Schimmer erscheinen, und mit klopfendem Herzen beschritt sie die Gemächer im ersten Stockwerk des Hauses, welche der Diener Mirabeau's ihnen öffnete.

Obwohl zwei nebeneinander stoßende Zimmer, die sich zuerst darboten, ziemlich geräumig waren, so machten sie doch durch ihre auffallende Leere, welche selbst die nothwendigsten Möbel und Gegenstände eines Wohngemachs vermissen ließ oder dieselben nur auf die spärlichste Weise vertreten zeigte, einen fast unheimlichen Eindruck. Bei dem Mangel an Sachen, der in diesen Räumen des Grafen Mirabeau auf die sonderbarste Weise sich geltend machte, konnte daher von einer Unordnung in denselben eigentlich nicht die Rede sein, und doch war auch dieser Charakter ein hervorstechender, wenn man sah, wie die wenigen Tische und Stühle mit Büchern,

Papieren und Gegenständen aller Art überladen waren, und selbst der Fußboden, über den Schriften und sogar Kleidungsstücke zerstreut lagen, die wenig regelrechten Manieren des Bewohners verrieth.

Graf Mirabeau war, seitdem er die unglücklichen Irrfahrten seines vergangenen Lebens wieder mit dem Aufenthalt in Paris vertauscht hatte, noch nicht wieder zu einer regelmäßigen und seinem Stande angemessenen Einrichtung gelangt. Die gänzliche Ungewißheit seiner Zukunft, die er sich jetzt von Neuem begründen wollte, noch mehr aber die tiefe Zerrüttung seiner Finanzverhältnisse, hatten ihn zu einem Bivouac der Existenz genöthigt, welche den Sprößling eines der ältesten und berühmtesten Adelsgeschlechter der Provence in keineswegs würdigen Zuständen erscheinen ließ.

Doch hatte Mirabeau auch mitten in seinen ungemein beschränkten häuslichen Einrichtungen, die der Anblick seiner Wohnung sofort erkennen ließ, den Glanz der aristokratischen Formen noch in einiger Hinsicht aufrecht zu erhalten verstanden. Er hielt sich nicht nur einen Bedienten, sondern er hatte denselben auch mit einer so stattlichen und reichen Livrée versehen, daß die Dürftigkeit des Herrn wenigstens nicht in der Erscheinung des Dieners ersichtlich sein konnte. Auch hatte Mirabeau einen Secretair in seine Dienste genommen, den er bei seinen literarischen Arbeiten, welche er seit Kurzem in einem weitaussehenden Maaßstabe unternommen, zu verwenden gedachte, und der ein Hinterstübchen, das unmittelbar an die Wohnung Mirabeau's anstieß, bewohnte. In diesem Augenblick öffnete sich auch die Thür des Nebengemachs, und der mit einem rothen turbanartigen Tuch umwundene Kopf eines jungen Mannes sah neugierig und lächelnd zu der geöffneten Spalte herein.

Sie sind nicht erforderlich, Monsieur Hardy, rief

ihm Mirabeau zu, indem er mit einer zurückweisenden Handbewegung seinen Secretair wieder verabschiedete.

Henriette sah blaß und angegriffen aus, und Mirabeau bat sie, in ein anstoßendes Cabinet einzutreten, in dem sie Alles, was zur Erholung für sie dienen könne, bereit finden werde. Aber Henriette bat, ihn jetzt nicht verlassen zu dürfen. Sie ließ sich dann mit allen Zeichen der Erschöpfung auf einem Divan nieder, der zu den wenigen Bequemlichkeiten gehörte, welche das Zimmer darbot. Dann sah sie ihn mit ihren sanften, leuchtenden Augen unverwandt an, und ein Ausdruck schwärmerischer Verklärung ergoß sich über das feine anmuthige Gesicht, das aus der tiefsten Blässe plötzlich wieder in eine rosige Gluth überging.

In der Mitte des Zimmers saß Mirabeau vor dem Frühstückstisch, welchen der Diener inzwischen hergerichtet hatte. Henriette hatte die mehrmals erneuerte Aufforderung, an seinem Frühmahl Theil zu nehmen, abgelehnt, und blieb in der Entfernung ihm gegenüber sitzen. Aber mit ihren Augen, die schwärmerisch ihm folgten, hatte sie sich unverwandt an ihn festgehangen, indem sie jeder seiner Bewegungen wie mit frohem Erstaunen über ihn zublickte.

Nachdem Mirabeau mit dem sorglosen Sichgehenlassen, das ihm eigen war, sein Frühstück beendet, setzte er sich wieder zu ihr nieder, indem er ihre Hand zärtlich ergriff und ihr forschend in die Augen sah.

Ich bin Ihnen hierher gefolgt, begann sie mit kaum hörbarer Stimme zu ihm zu reden. Und ich frage nicht, was aus mir werden soll, denn es ist meine freie Wahl, welche mein Schicksal in Ihre Hand gegeben. Aber ich fühle es, daß Alles, was ich bin, jetzt in Ihrer Hand steht. Ich wollte es nicht anders, denn ich fand mich dazu durch eine unüberwindliche

Nothwendigkeit getrieben. Werden Sie mir aber auch niemals Ihre Achtung deshalb entziehen, Graf Mirabeau? Werden Sie mich nicht heimlich geringer achten, weil ich, alle meine Pflichten und Gebote vergessend, nur Ihren Worten nachdenkend, die mich mit Ihnen gehen hießen, unweigerlich gefesselt an Ihrer Seite blieb?

Es war das erste Mal, daß sie in zusammenhängenden Worten zu ihm sprach. Bis dahin hatte sie nur in abgebrochenen Lauten anzudeuten gewagt, was in ihrem Innern vorging, und was, ihm gegenüber, in ihr mächtiger geworden war, als alle Regungen ihrer sonst unwandelbar strengen Gewissenhaftigkeit.

Ach, rief Mirabeau leidenschaftlich, Henriette, Du beglückst mich auch durch diesen Zweifel, der nur ein anderer Ausdruck Deines Liebesgeständnisses ist. Dadurch, daß Du mir vertrauensvoll gefolgt bist, hast Du mich auf ewig zu Deinem Schuldner und Sklaven gemacht, und mein Dank wird nie aufhören, sich Dir entgegenzudrängen und Dir zu Füßen zu liegen, in welche Lagen uns auch jemals das wankelmüthige Leben mit einander bringen mag. Was ist Achtung, Henriette? Ein vergiftetes Instrument des gesellschaftlichen Aberglaubens. Die Despoten und die Privilegirten verlangen Achtung für ihre Ausnahmestellungen, weil sie in ihrer Gottverlassenheit nicht im Stande sind, diese Ausnahmestellungen auf die Liebe und auf die Freiheit zu begründen. Was ich aber gezwungen werde zu achten, kann ich auch verachten. Wir, meine theuerste Freundin, sind neue Menschen der Liebe und der Freiheit, und wenn wir uns in Freiheit lieben, nach Gottes und der Natur Gebot, sind wir ehrwürdig Einer dem Andern und tief unter unserm Himmelsthron zappelt sich die Achtung und Verachtung der Menge im Sande ab.

Henriette hatte ihm beglückt und träumerisch zugehört, und sie wollte eben etwas erwiedern, als sich in diesem Augenblick das Schreien eines Kindes in deutlichen hellen Lauten aus nächster Nähe vernehmen ließ. Mit einem wahren Schrecken fuhr Henriette empor, und sah den Grafen Mirabeau mit einem so eigenthümlichen Ausdruck von Betroffenheit an, daß dieser laut zu lachen begann.

Es ist mein kleiner Lucas, der drüben schreit, sagte Mirabeau. Wenn es Dir gefällig ist, Henriette, wollen wir ihm einen Besuch abstatten, denn ich wünsche sehr, Dir auch diesen kleinen Hausgenossen vorstellen zu dürfen. Der Junge entwickelt schon einen gewaltigen Brustton, daß man ihn bis hierher vernehmen kann.

Er erhob sich bei diesen Worten, und führte Henriette rasch zur Thür, indem er sie durch einen kleinen Corridor in ein hinteres Gemach der Wohnung geleitete.

Dort stand eine Wiege, in der ein ungefähr zweijähriger, blühender Knabe lag, der, obwohl er in diesem Augenblick gerade mit seiner Wärterin in einem unangenehmen Zwiespalt sich zu befinden schien, doch sonst alle Veranlassung darbot, ihn wegen seiner außerordentlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit zu bewundern.

Henriette war zögernden Fußes eingetreten, und näherte sich dann mit lächelndem Erstaunen, aber indem zugleich ein tiefes Erröthen auf ihrer Wange hervortrat, der Wiege des Kleinen. Dann blickte sie sich nach Mirabeau um, der ihr auf dem Fuße folgte, und auf dessen Gesicht plötzlich eine wunderbare Rührung und Zärtlichkeit sich zeigte, deren man die leidenschaftlichen Züge sonst kaum für fähig zu halten geneigt war.

Die Wärterin, ein junges, in der provençalischen Tracht gekleidetes Landmädchen, hob das Kind auf

den Wink Mirabeau's empor und hielt es ihm zur Begrüßung entgegen, die mit so lebhaften und neckischen Liebkosungen begleitet wurde, daß der Knabe sich nicht nur sogleich beruhigte, sondern auch bald in ein fröhliches und ausgelassenes Jauchzen überging.

Es ist mein kleiner allerliebster Coco, den ich Dir hiermit vorzustellen die Ehre habe, sagte Mirabeau zu Henriette, indem er mit Mühe die kleinen, sein Haar zerzausenden Hände des Knaben von sich losmachte.

Ich habe ihn adoptirt, obwohl ich ihm nicht meinen Namen gegeben habe, fuhr Mirabeau fort, den Knaben unaufhörlich streichelnd und küssend. Er heißt Lucas Montigny, und ist ein überaus lustiger Vogel, aber zugleich auch ein höchst ehrlicher Kerl. Er kann ebenso ergötzlich zappeln, als er mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt zuhört, wenn man ihm auseinandersetzt, wie er nun bald vernünftig werden muß, und wie das von seinen Tyrannen mißhandelte Frankreich hofft, dereinst an ihm seinen Retter und Rächer zu finden.

Der Scherz Mirabeau's goß einen so eigenthümlichen Zauber über sein ganzes Wesen aus, daß Henriette, die das Kind mit einer lebhaft aufwallenden Empfindung an sich zog, sich nicht enthalten konnte, dabei zugleich die von ihr gestreifte Hand Mirabeau's mit zärtlicher Innigkeit zu drücken.

Dann hob sie den muthwilligen Knaben, der sich sogleich mit ihr zu schaffen machte, auf ihren Arm, und begann ihn mit einer Theilnahme, die sich bis zum Entzücken zu steigern schien, nach seinem ganzen Aussehen zu betrachten und, wie es schien, heimlich mit Mirabeau selbst zu vergleichen. Ihre Augen glänzten vor Freude über die Schönheit dieses Kindes, und sie drückte es zu wiederholten Malen mit einer wahren Inbrunst an ihren Busen. Darauf legte sie

den Knaben plötzlich in seine Wiege zurück und eine tiefe Traurigkeit schien sie zu befallen. Sie ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, und verharrte so einige Minuten lang in schweigendem Nachsinnen. Mirabeau weckte sie lächelnd aus diesem Traum, indem er drohend den Zeigefinger aufhob und sie damit ermahnte, von den abschweifenden Gedanken, denen sie sich überlassen zu wollen schien, wieder zu ihm selbst und zur Gegenwart zurückzukehren.

Henriette seufzte erschrocken auf, und ergriff seinen Arm, den er ihr darbot, um sie wieder zurückzuführen.

Lucas Montigny wird nun wieder ruhig einschlafen, sagte er mit dem gemüthlichen Accent, der seiner sonst so stürmischen Sprache seit Kurzem einen neuen Reiz für Henriettens Ohr gegeben hatte. Wir wollen ihn dabei sich selbst überlassen, und wieder zu uns zurückkehren. Doch habe ich den Trost gewonnen, daß wir Drei, Mirabeau, Henriette und Coco, fortan einen seligen und beglückenden Haushalt zusammen führen werden. Nicht wahr, Henriette, Du wirst dem kleinen Schelm, den ich nun einmal so über die Maßen liebe, eine himmlische Vorsehung sein, unter deren Flügeln er gedeihen wird, um ein ächter und wahrer Mensch zu werden? Denn Du und ich, werden wir nicht fortan unauflöslich aneinander gebunden sein? Und den kleinen schönen Knaben, über dessen Geburt ein Geheimniß ruht, nimmst Du zu den übrigen Liebesgöttern unsres Bundes mit in den Kauf. Soll es so sein, Henriette?

Sie nickte ihm bedeutsam zu. Dann, als sie wieder in dem Wohnzimmer angelangt waren, stürzte sie ihm mit einem überschwänglichen Ausdruck ihres Gemüths in die Arme, und hielt ihn lange umfaßt.

Und es ist Dein Sohn, Mirabeau? fragte sie leise, indem sie schüchtern und verschämt an ihm hinaufsah.

Der ganze kleine Mensch ist ein Geheimniß, wie ich Dir gesagt habe, Henriette! entgegnete Mirabeau ausweichend.

Er ist der Sohn Sophiens von Monnier, oder der Frau Gräfin von Mirabeau? fragte Henriette weiter, fast bittend, denn ihr Herz schien plötzlich die Qual der peinigendsten Ungewißheit zu empfinden, und sie glaubte um ihrer eigenen Ruhe willen die räthselhafte Erscheinung dieses Kindes erforschen zu müssen.

Ach, mein unschuldiges Kind, erwiederte Mirabeau lächelnd, ich sehe, die wundersamen Passionsgeschichten Mirabeau's waren auch schon in Dein Kloster gedrungen? Und wo wären sie nicht hingedrungen? Du weißt also, wie sehr Sophie und Mirabeau sich einst geliebt. Es war die Liebe zweier Märtyrer der Gesellschaft, die sich in der Angst des Lebens schmerzhaft zu einander gefunden und, den stürmischen Wogen zum Untergang preisgegeben, Einer das Herz des Andern als Rettungsanker ergriffen. Sie war durch die Tyrannei ihrer Familie an einen hinfälligen und widerwärtigen Greis gefesselt, der ihr zum Gemahl aufgedrungen worden, und ich, den ein unnatürliches und fluchwürdiges Gesetz der Gewalt seines Vaters preisgegeben hatte, war seit Jahren von Kerker zu Kerker geschleppt worden, und in Pontarlier, wo ich zuletzt gefangen saß, sah ich Sophie, und wir liebten uns. Wir liebten Jeder an dem Andern die Freiheit, das Glück, die verlorene Jugend, und in diesem drangvollen Moment flossen unsere Schicksale ineinander über, wie hätte es anders sein können? Wir flohen erst Jeder vereinzelt, und trafen uns dann an der Schweizer Gränze als glücklich Vereinte wieder zusammen. Aber unser Bund wurde für uns Beide die Quelle der bittersten Leiden und Verfolgungen, glaube es mir! Wir lebten dann wohl in Holland ein un-

vergleichliches Liebeleben miteinander, aber es lag doch manche künstliche Fiction in diesem Verhältniß, und wir wurden den heimlichen Stachel nie aus unserer Seele los, daß unsere Liebe nur ein neuer Schlag des Schicksals für uns Beide sei. Mitten in diesem Glück und Leid ereilte uns der Arm der Polizeigewalt, die man ihr und mir nachgesandt hatte, und wie ich nach Vincennes, so ward Sophie nach dem Kloster von Gien geschleppt, wo sie bald nach ihrer Ankunft eine kleine Tochter, den einzigen Sprößling unserer Liebe, gebar. Aber das Kind blieb nicht am Leben, schon nach einigen Monaten starb es wieder, und von unserer schmerzenreichen Liebe, die jetzt mehr und mehr in Traum und Idee zerflatterte, blieb nichts übrig, als ein Gewebe poetischer Gedanken, das wir in unsern Briefen von Kloster zu Gefängniß miteinander ausspannen, und das vielleicht einst unter den Dichtungen zärtlicher Herzen eine klassische Stelle einnehmen wird! Aber mein innerstes Herz, Henriette, war jungfräulich geblieben für eine neue, ächte Liebe, für die Liebe zu Dir, in welcher mein ganzes Dasein sich verjüngen und erneuern wird! Der kleine Schreier Lucas Montigny soll uns darin nicht stören. —

Henriette hing bei dieser Erzählung mit der leidenschaftlichsten Hingebung an seinem Munde. Jedes seiner Worte war ihr so wichtig und inhaltsvoll, daß sie es seinen Lippen gewissermaßen mit ihren Augen abnahm, und dann in ihr innerstes Herz verschloß. Ueber ihr Gesicht hatte sich, indem sie ihm zuhörte und ihn betrachtete, ein Glanz inbrünstiger Andacht und Verehrung ausgegossen. Sie faltete die Hände über der Brust zusammen und stand lächelnd und erwartungsvoll da, um seinen Aussprüchen zu folgen und die höchsten Entscheidungen über sich selbst daraus zu entnehmen.

Mirabeau stand zwar an der Gränze seiner Jugend, denn er hatte vor Kurzem bereits sein fünfunddreißigstes Jahr zurückgelegt, aber es lag noch immer eine gewisse jugendliche Ueberschwänglichkeit in seinem ganzen Wesen ausgedrückt, die mit einer majestätischen Kraft und zugleich mit einer flatternden Grazie sich verband, wodurch jeder Eindruck seiner berühmten Häßlichkeit weit zurückgedrängt wurde. Henriette unterlag in diesem Augenblick mehr als je dieser Magie seiner Persönlichkeit und schmiegte sich derselben zitternd und wie ein widerstandsloses Kind entgegen.

Aber die Zweifel, von denen sie bewegt wurde, schienen noch nicht vollständig gelöst. Nach einer Pause, in der sie von Neuem nachzugrübeln schien, sah sie ihn wieder mit ihren bittenden und fragenden Blicken an, und sagte endlich ganz leise: Und die Gräfin von Mirabeau?

Die Gräfin von Mirabeau, wiederholte er mit einer zuckenden Gebärde, diese schöne Gräfin steht durchaus in keinem Verhältniß mehr zu mir, ebenso wenig als sie die geringste Beziehung zu unserem Hausgenossen, dem kleinen Lucas, hat. Emilie von Marignane hat mich nie geliebt, und in den Zeiten, wo ich ihrer bedurfte und wo ihre milde und tröstende Frauenhand in mein ganz umnachtetes Schicksal hätte eingreifen können, hat sie mir nur die stählerne Härte ihres Charakters gezeigt. Meine Heirath mit ihr war eine meiner Jugendthorheiten gewesen. Aber ich war erst einundzwanzig Jahre alt, als ich diese Thorheit beging, und kam von einem umherschweifenden und abenteuerlichen Leben her, um den drängenden Wünschen meines Vaters nachzugeben und mich zum Landmann in der Provence, zu einem frommen Bebauer der Mutter Erde auf unsern Familiengütern, zu machen. Vielleicht wäre ich ein guter Soldat ge-

wesen, denn in meinem siebzehnten Jahre war ich schon Officier geworden und hatte den Feldzug auf Corsica mitgemacht, aber von dem Geiz und der Mißgunst meines Vaters konnte ich es nicht erlangen, daß er mir ein Regiment kaufte. So wollte ich es mit dem Landleben und an der Seite einer reichen und schönen Frau versuchen, und Emilie von Marignane wurde meine Gattin. Aber der Frieden dieses neuen Lebens erwies sich als eine ebenso trügerische Illusion, wie die Vermögensschätze meiner Frau, die der Zukunft angehörten und vor der Hand nur aus einer Rente von jährlichen sechstausend Francs bestanden. Aber dies traurige Liebeleben mit ihr dauerte nur zwei Jahre, während deren ich, bei meinem unglücklichen Talent Schulden zu machen, mir eine Schaar von Gläubigern, die mehr als hunderttausend Francs von mir zurückhaben wollten, auf meine Fersen hetzte. Dies wurde für meinen grausamen Vater eine neue Veranlassung, die furchtbare Geißel der lettres de cachet, durch welche die persönliche Freiheit in Frankreich auch im Schooße der Familie getödtet wird, von Neuem über mich zu schwingen. Er erwirkte einen neuen Verhaftsbefehl gegen mich, und ließ mich nun wieder in Kerkern und Festungen aller Art einsperren, je nachdem ihm dieselben quälerisch und sicher genug für mich erschienen. Von diesem Augenblick an zog sich auch Emilie von mir zurück, und verweigerte in jeder Art, sich wieder an mein Schicksal zu fesseln. Ich habe sie seitdem nicht wiedergesehen. Der Knabe, welchen sie mir nach dem ersten Jahre unserer Verbindung geboren, starb auch dahin, und mit ihm ein Unterpfand der Versöhnung mit meiner Gattin und meiner Familie, worauf ich so lange gehofft hatte. Emilie und ich blieben unwiederbringlich getrennt, und wenn Du seitdem ohne Zweifel durch das Gerücht vernom-

men, daß ich nach meiner Befreiung aus Vincennes um die Wiedervereinigung mit ihr mich beworben, so war dies nur geschehen, weil ich in diesem Augenblick ernstlich an eine regelmäßige Wiederherstellung aller meiner persönlichen Verhältnisse dachte. Ich wollte aus allen Ausnahmestellungen meiner Jugend endlich heraustreten, ich wollte in einem ganz geordneten socialen Zustande wieder vor der Welt dastehn, um nun mit meiner ganzen Kraft arbeiten und ein höheres würdigeres Ziel meines Lebens erreichen zu können. Zugleich gestehe ich offen, daß die großen Mittel ihres Vermögens, in dessen Besitz Emilie seitdem gekommen war, mir geeignet schienen, unserer entarteten Gesellschaft die Vortheile abzugewinnen, die man ihr, wenn man mit leeren Händen und Taschen in sie eintritt, so schwer entreißt. Ich würde dann zu den Höhen und Gipfeln der Stellung, die mir Frankreich einst wird einräumen müssen, um so leichter emporgestiegen sein und sie dazu mit mir hinaufgetragen haben. Aber Emilie, verblendet und von ihrem Vater schlecht berathen, willigte nicht ein, zu mir zurückzukehren, und wir kämpften nicht blos vor den Gerichten, sondern vor ganz Frankreich, einen heftigen und leidenschaftlichen Kampf miteinander. Sie selbst ließ ein Mémoire gegen mich im Druck erscheinen, das die letzten Gelenkbänder unseres Verhältnisses zerriß. Und als endlich die Scheidung zwischen uns ausgesprochen wurde, jauchzte mein Herz in seinem Innersten doch nur über diesen neuen Act seiner Befreiung! Aber der süßeste Lohn für alle meine Leiden ist gekommen, ich sah Dich, Henriette, und diese himmlische Milde, Sanftmuth, Güte und Schönheit Deines Wesens, die mich sogleich zu Deinem Gefangenen gemacht, will sich zu einem dauernden Bunde zu mir neigen, der neues Glück, neues Leben, eine neue mit dem heutigen

Tag beginnende große Epoche meines Daseins, mir verbürgt!

Henriette sah ihn mit glänzenden, dankerfüllten Blicken an, und schmiegte sich zärtlich an seine Seite. Auf ihrem lieblichen, von Unschuld und Verschämtheit strahlenden Gesicht trat jetzt zugleich ein Ausdruck frohen Muthes hervor, der die Entschlüsse, welche sie für Mirabeau gefaßt hatte, von Neuem zu bekräftigen und an den Tag zu legen schien.

Mirabeau nahm sie bei der Hand, und führte sie zu dem Divan hin, auf dem sie wieder neben ihm Platz nahm. Und nicht wahr? wir haben einen ewigen Bund mit einander geschlossen, Henriette? fragte er sie, seine Hand auf ihre Schulter legend. Wir werden uns treue Lebensgefährten sein, und Du wirst mich nicht wieder verlassen, sondern Du wirst mein Schicksal unter dem Schutz Deiner schönen Augen behalten, die das göttliche Wahrzeichen meiner neuen Existenz geworden sind? Und dann wirst Du alle die Ecken und Härten, welche das Verhältniß zu einem unnatürlichen Vater an mir gerissen hat, mit Deiner heilkräftigen milden Hand berühren, und zu ebenso vielen Vollkommenheiten und Tugenden werden lassen? Ja, was ein beispielloser Despotismus der väterlichen Gewalt an mir verbrochen, ich fühle es, das wird erst durch Deinen köstlichen Besitz mir ausgeglichen und vergolten werden!

Und wie konntest Du, so wie ich Dich hier sehe, einen Vater haben, der Dich haßte und Dich so verfolgte? fragte Henriette, mit naiver Innigkeit.

O, entgegnete Mirabeau mit einer bitteren Rückerinnerung, dieser Haß war unserm Verhältniß eingeboren, er verdunkelte schon die ersten sonnigen Pfade meiner Kindheit! Mein Vater, der Marquis von Mirabeau, haßte mich zuerst, weil ich häßlicher war als

meine übrigen Geschwister, dann haßte er mich und wurde von meiner Kindheit bis zu meinem jetzigen Mannesalter mir der ingrimmigste Todfeind, weil ich einst im stolzen Selbstbewußtsein der Jugend ausgerufen: daß mein Vater, wenn er nur einige Eigenliebe hätte, mich doch frei gewähren lassen möchte, weil mein Ruhm und meine Erfolge stets auch die des Vaters sein würden.*) Dies hatte mein stolzer hartsinniger Vater mir nie vergeben können, und er faßte den Entschluß mich lieber zu verderben. Er, der Ami des hommes, wie er eines seiner berühmtesten Werke betitelte, mit dem er den Interessen der Menschheit und des Volkes dienen wollte, wurde der Wolf in seiner eigenen Familie, die er anfiel, zerriß, verjagte, wo er ihr nur irgend beikommen konnte. Durch seine hofmännischen Freundschaften, die er mit den Ministern des Königs zu unterhalten wußte, gelang es ihm, nacheinander vierundfunfzig Verhaftsbefehle gegen seine Familie zu erwirken, von denen nicht nur ich und meine Geschwister, sondern auch seine eigene Gattin, meine theure Mutter, so schwer betroffen worden. Aber nicht nur in Gefängnisse aller Art ließ uns der väterliche Menschenfreund einsperren, sondern er ermüdete auch die Tribunale Frankreichs durch die scandalösen Prozesse, die er alle Augenblicke gegen uns anstellte. Und dies that ein Mann, der in seinem Innersten gewiß von guten und trefflichen Gedanken und von einem überlegenen Geist geleitet worden, und der unter die Führer einer neuen Schule sich gestellt hatte, welche den Menschen und die Gesellschaft patriarchalisch auf den Landbau zurückführen und mit idyllischer Politik die Verwerthung der Erde und des Bodens zum Maaßstab aller Rechte und Pflichten im Staat machen wollte.

*) Montigny, Mémoires sur Mirabeau I. 234, 241.

Daß diese Idylle der Physiokraten und Oekonomisten in Frankreich nur eine philanthropische Charlatanerie war, hat der Marquis von Mirabeau bewiesen, denn wenn diese Ansichten auf einer ächten Idee und einer wahren menschlichen Grundlage auferbaut gewesen wären, hätte einer ihrer Hauptbekenner, wie mein Vater, nicht zugleich ein Herz in seinem Busen tragen können, das so viel Haß und Wuth gegen die Seinen zu kehren fähig war. Aber ich lernte durch ihn in allen meinen Gliedern kennen, was ein Despot ist, und diese bittere Erkenntniß, wenn ich sie auch mit dem besten Theil meiner Jugend bezahlen mußte, wird doch einst nicht nur mir, sondern Frankreich zugutkommen! Ja, der Marquis von Mirabeau hat es mir in alle meine Adern eingeätzt, daß der Kampf gegen die Tyrannei der Autoritäten der eigentliche Lebenskampf der Zeit ist, zu dem bald Alle sich werden erheben müssen, denen Individuum und Gesellschaft, denen Ehre, Freiheit und Glück nicht blos für eine Chimäre gelten! Und durch meine verhängnißvollen Händel mit dem väterlichen Despoten that ich zugleich einen Blick in alle inneren Schäden dieser französischen Monarchie, in die gänzlich verrotteten und entarteten Verhältnisse der Gerichte, und in alle die käuflichen, Recht und Gerechtigkeit beugenden Obrigkeiten und Gewalten, denen ich preisgegeben worden! Ich habe meine Jugend in Kerkern und Festungen vertrauern und verderben müssen, aber in dieser langen Gefangenschaft habe ich den Cultus der Freiheit gelernt, und habe, meine eigene Jugend verlierend, zur ewigen Jugend der Nation und des Volkes zu beten angefangen!

Mirabeau sprang bei diesen Worten empor und stand einen Augenblick, wie hingerissen von den Gedanken der Zukunft, nachsinnend und hinstarrend in der Mitte des Zimmers da. Die Morgensonne, die

jetzt mit ihren vollen Strahlen am Horizont stand, warf in diesem Augenblick einen blitzenden Schein durch die Fenster. Eine flammende Glorie bedeckte den Scheitel Mirabeau's. Henriette, die ihn lange aus der Ferne bewundernd betrachtet, war ihm dann leise und wie auf den Fußspitzen nachgeschlichen, und schien ihn aus seinem träumerischen Verstummen wieder zur Gegenwart zurückrufen zu wollen. Aber indem sie jetzt dicht zu ihm hintrat und sich der ganzen überwältigenden Macht seiner Erscheinung wieder nahe gegenübersah, schien ihr aller Muth zu entsinken.

Er war in einem leisen Selbstgespräch mit sich begriffen, seine Arme durchkreuzten in heftigen Bewegungen die Luft, und Henriette ließ zitternd die Hand wieder sinken, mit der sie ihn eben leise zu berühren gedachte.

Endlich bemerkte Mirabeau sie wieder, wie sie, mit andächtig gefalteten Händen ihm zuschauend, dicht neben ihm stand, und in banger Erwartung ihm zulächelte.

Du bist es, mein holdes, gutes Kind! sagte er, ihre Hand streichelnd und liebkosend. Verzeih, daß meine Gedanken sich einen Augenblick von Dir entfernen konnten. Aber ich dachte nach, was der Despotismus denn eigentlich sei, und wie dies, alles Leben aussaugende Gespenst sich in die freigeborenen Seelen der Menschheit einzuschleichen vermocht hat. Was in aller Welt ist der Despotismus? Er entsteht, wenn der Eine den Andern in die Fesseln seines Egoismus schlägt, wenn der Eine den Andern nur als Stoff betrachtet, in dem er seine eigenen Absichten und Bedürfnisse kneten und zu jeder ihm beliebigen Gestalt zurechtformen könne. Aber der Despotismus ist nicht der schaffende Künstler, der seinen Stoff liebt, indem er seine Gedanken mit ihm vermählt, und der aus seinem Willen in harmonisch schöner Vollbringung die

Statue seiner Idee macht. Der Despotismus ist der zerstörende Haß, der überall Ursache findet, sich geltend zu machen, und der seinen Gegenstand zu sich heranzieht, wie die Schlange den unschuldigen Vogel, der so lange geängstigt in ihrem Dunstkreise flattert, bis er sich endlich von selbst zu ihr niederlassen und widerstandlos in ihren Giftrachen hineinkriechen muß. So wollte mich mein Vater verderben, um auf diese Weise seinen Eigenwillen und seine Ueberlegenheit an mir zu beweisen, und vergaß darüber, daß ich mein eigener Stoff und mein eigener Geist bin, der aus sich selbst sich gestalten soll, um eines eigenen Daseins fähig und würdig zu sein! Das ist der Herrscher, dessen Thron auf Sclavenköpfen balancirt, weil es ihm gefährlich dünkt, ein freies Volk anzuerkennen, mit dem er in ein Verhältniß der Liebe und des Rechts treten müßte! Und da fällt mir eine Kindergeschichte ein, welche einst die Kluft zwischen mir und meinem Vater noch tiefer gerissen. Mein Vater überraschte mich einmal, als ich in meinem Zimmer mit der heftigsten Leidenschaftlichkeit deklamirte. In seiner mich stets verhöhnenden Weise sagte er zu mir: Ah, Du übst Dich wohl schon, um künftig einmal den Demosthenes von Frankreich spielen zu können? — Und warum nicht, mein Vater? antwortete ich ihm mit dem frohen Muth des Knaben. Vielleicht werden eines Tages die Reichsstände in Frankreich zusammenberufen werden, und dann will ich sprechen! Mein Vater erbleichte und kehrte mir den Rücken. Mehrere Tage lang vermied er es, irgend ein Wort an mich zu richten. Nicht lange darauf aber erwirkte er sich den ersten Verhaftsbrief gegen mich, indem er wegen einer Liebesintrigue, die damals viel Aufsehen machte und in der ich allerdings mit dem Leichtsinn eines siebzehnjährigen Lieutenants gehandelt, mich auf dem Fort der Insel Rhé

einsperren ließ. Ja, er ging sogar damit um, mich auf die holländischen Colonieen nach Indien zu entsenden, wo ein mörderisches Klima fast alle Europäer erlegt, welche dort den Kampf mit demselben wagen. Nur die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde konnten den Marquis von Mirabeau von der Ausführung dieses Mordanschlages gegen seinen Sohn abhalten. Aber er glaubte mich dafür auf die langsamer tödtende Folter zu spannen, indem er jeden neuen, wenn auch nur scheinbaren Anlaß ergriff, den kaum aus einem Kerker Erlösten von Neuem der Freiheit zu berauben. Ja selbst jetzt, wo ich am Ende dieser Leiden zu stehen glaubte, ist seine Versöhnung mit mir nur eine trügerische, und schließt den bittersten Stachel in sich. Denn nicht nur, daß er mir die Summe vorenthält, die er mir zu meiner Wiedereinrichtung in der Welt nach unserm Uebereinkommen jährlich zu zahlen versprochen, und durch deren Entziehung er mich den widerwärtigsten Verlegenheiten preisgegeben hat. Er hat mich zugleich mit einem gerichtlichen Interdict belegen lassen, indem er bekannt machen ließ, daß er und das Vermögen meiner Familie nicht für meine Schulden aufkommen würden. So rächt er sich noch in diesem Augenblick an dem Knaben, der von der Freiheit Frankreichs und von einer künftigen Zusammenberufung der Reichsstände zu schwärmen wagte. —

In diesem Augenblick vernahm man von draußen ein ziemlich starkes Pochen an der Thür, das einen erschreckenden Eindruck auf Mirabeau zu machen schien. Er hatte mit plötzlicher Bestürzung in seiner Rede innegehalten und starrte betroffen vor sich hin. Das Klopfen erneuerte sich abermals, und begleitete sich mit der Ungeduld einer Männerstimme, die das Begehr um Einlaß nachdrücklich und rücksichtslos unterstützte.

Henriette, welche diese Unterbrechung erst ganz

arglos betrachtete und schon im Begriff stand, sich zur Thür zu begeben und dieselbe zu öffnen, sah sich jetzt durch die dringlichen Zeichen, welche ihr Mirabeau machte, davon zurückgehalten. Mit einer ängstlichen, fast zagenden Gebärde, die ungemein auffallend gegen den noch eben herausgetretenen heroischen Charakter an ihm abstach, legte er den Finger auf den Mund, und bedeutete ihr damit die Nothwendigkeit zu schweigen und sich still zu verhalten.

Henriette fühlte sich jetzt auf's Aeußerste beunruhigt. Es fiel ihr plötzlich ein, daß es sich um eine Nachforschung hinsichtlich ihrer eigenen Person handeln könne, und Schrecken und Angst, von denen sie bisher in ihrer wunderbar vertrauensvollen Hingebung an Mirabeau keine Anwandlung gespürt, traten auf ihrem erbleichenden Gesicht hervor.

Jetzt öffnete sich auf der andern Seite der Wohnung eine Thür; und der Bediente stürzte hastig herein, dem bald darauf auch Hardy, der Secretair Mirabeau's, folgte. Sie näherten sich dem Grafen, dem sie leise flüsternd eine Mittheilung machten, welche dieser mit bedenklichem Kopfschütteln anzuhören schien.

Ich meinte, es wären einige meiner ungestümen Gläubiger, die in der letzten Zeit schon öfter in meinen Morgenschlummer hereingeplatzt sind! sagte Mirabeau nach einigem Besinnen. Aber Ihr habt erlauscht, daß zwei Polizeibeamte draußen stehn, und dies macht mich stutzig. Schleiche sich Einer von Euch über die Hoftreppe hinunter, und begebe sich dann nach vorn, um sich mit den verehrenswerthen Herrn Sergents in eine zufällige Unterredung einzulassen, und darin ungefähr ihr Begehren an mich auszukundschaften. Es ist auch möglich, daß mein Herr Vater wieder nach mir schickt, denn die lettres de cachet fallen in Frankreich jeden Augenblick aus den Wolken herab.

Der Secretair übernahm diesen Auftrag und entfernte sich. Als Mirabeau sah, wie Henriette zagend und zitternd auf dem Divan in sich zusammengesunken war, schien ihn noch ein anderer Gedanke zu durchfliegen.

Auch für Dich soll gesorgt werden, meine holde Henriette! sagte er, indem er sich ihr eilig näherte und sie bei der Hand mit sich fortzog.

Er führte sie an einen Wandschrank, der rasch geöffnet wurde, und in seinem Innern noch eine verborgene Thür hatte, welche Mirabeau durch den Druck einer Feder aufspringen ließ.

Hier ist der Eingang in ein kleines Cabinet, das für Jedermann unauffindbar ist! flüsterte Mirabeau. Und Du wirst Dich auf einige Minuten verbergen, mein Schatz, bis wir sicher geworden sind, was diese Nachforschung der Polizei zu bedeuten hat. Tritt muthig und getrost ein, Henriette, denn seitdem Du Dich dem Grafen Mirabeau gesellt, hat sich auch für Dich das Reich der Aventüre aufgethan! Aber alle Deine guten Engel werden Dir Leib und Seele behüten. —

Hardy kehrte mit der Nachricht zurück, daß die Polizeibeamten draußen erschienen seien, um nach einer jungen Dame zu forschen, die in der vergangenen Nacht aus einem Kloster von Paris entführt worden sei und die man Ursache habe, in der Wohnung des Grafen Mirabeau verborgen zu glauben.

Mirabeau befahl, ihnen sofort die Thür zu öffnen. Nachdem die Sergents der Polizei alle Räume genau durchsucht und sich von der Vergeblichkeit ihrer Nachforschungen überzeugt hatten, entfernten sie sich wieder mit einem höflichen Gruß. —

# Zweites Buch.

# Die Hochzeit des Figaro.

---

## I.

## Frau von Nehra.

Die Nachforschungen der Polizei nach Henriette van Haren hatten sich in den nächsten Tagen auf eine ungestümere Weise wiederholt, und Mirabeau bemerkte zugleich, daß seine Wohnung der Gegenstand einer unausgesetzten polizeilichen Beobachtung geworden sei.

Die Priorin des Klosters, die Gräfin von Montessuy, die ihren bestimmten Verdacht gegen den Grafen Mirabeau überall laut äußerte, schien alle ihre einflußreichen Verbindungen in Paris aufzubieten, um sich wieder in den Besitz ihres entflohenen Schützlings zu bringen, den sie, nach den ihr von Schwester Angelika gemachten Mittheilungen, einem so verderblichen und ihr ganzes Seelenheil zerstörenden Verhältniß ausgesetzt wußte.

Sie begann einen so heftigen Lärm mit dieser Angelegenheit zu erregen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gerichtet wurde, und Mirabeau kaum noch längere Sicherheit für sich selbst wie für die Person seiner neuen Freundin ersah. Es schien ihm um so dringender nöthig, einen Entschluß zu fassen, als die arme Henriette nun schon seit mehreren Tagen wie eine Gefangene bei ihm lebte, und in dem

verborgenen Cabinet, dessen Unzugänglichkeit sich bewährt hatte, versteckt bleiben mußte.

Wir müssen dieser peinigenden Situation entfliehen! sagte Mirabeau eines Morgens zu ihr, indem ihn Henriette verwundert und mit einem glücklichen Lächeln ansah.

Ich weiß, fuhr Mirabeau fort, Du hast in unserem bisherigen Leben von Deiner Freiheit nichts vermißt, Du gutes, liebliches Kind! Deine Augen sind nur noch frischer und glänzender geworden, obwohl Du Dich bis jetzt wie hinter Kerkermauern bei mir verkriechen mußtest. Aber warte nur, kleiner gefangener Vogel, die Stunde der Freiheit soll für Dich schlagen, und ich werde Dich noch weiter entführen, um Dich ganz glücklich zu sehen!

Bin ich es nicht schon? fragte ihn Henriette, indem sie mit schelmischen Bewegungen um ihn herumtänzelte, und ihn durch ihre Drolligkeiten zum Lachen zu bewegen suchte. Und ist denn das ein Gefängniß hier bei Mirabeau? In meiner Klosterzelle, dünkt mich, war es viel enger, und ich finde hier so viel Raum, daß ich mich vor Lust zu Tode springen könnte. Und im Klostergarten war nicht so schöne und freie Luft wie hier, wo ich von Deinem Athem lebe, mein Freund; und die Vögel in den ernsten schauerlichen Bäumen vor meinem Fenster zwitscherten dort lange nicht so ergötzlich, als Dein kleiner Nicolas, wenn er über uns Alle in's Lachen geräth.

Dein liebenswürdiger Sinn ist zufrieden, erwiederte Mirabeau, aber ich bin es nicht für Dich! Ich bin es müde, hier der Kerkermeister eines Schmetterlings zu sein, der, wie Du, den Frühlingslüften verwandt ist und mit diesen gaukeln und schwelgen könnte. Ich werde mit Dir auf einige Zeit nach London gehn. Inzwischen wird sich hier Alles verblutet haben, und Du kehrst als eine andere Person mit fremdem Namen

wieder hierher mit mir zurück. Wir geben Dich für eine Engländerin aus, blond und weiß und rosig bist Du genug dazu, mein Schatz, und wenn wir Dir einen auf diese Nationalität lautenden Paß verschaffen können, so werden wir dann vor jeder weiteren Behelligung hier sicher sein. Warten wir hier noch länger, unter der Belagerung der Polizei, diese unerträgliche und unwürdige Situation ab, so wirft uns Deine erhabene Priorin, noch ehe wir uns Dessen versehn, eine lettre de cachet über den Hals und wir können das Vergnügen haben, in irgend ein Gefängniß zu spazieren, wo es noch schlimmer ist, als hinter Deinen friedsamen Klostermauern.

Und man würde uns dann trennen? fragte Henriette angstvoll, indem sie sich an seine Schulter klammerte. Ja, Mirabeau, dann laß uns nach London reisen, heut, sogleich, noch in dieser Stunde. Den kleinen Nicolas nehmen wir aber doch mit?

Sicherlich, versetzte Mirabeau lächelnd, ohne ihn reisen wir nicht. Denn ich habe es einst mit einem feierlichen Eide gelobt, mich niemals von dem kleinen lustigen Mann zu trennen. Aber leider sind wir noch nicht so weit, um an unsere sofortige Abreise zu denken, und das ist es, was mich heut schon auf's Aeußerste verstimmt hat. Ich habe nämlich, um offen mit Dir zu reden, wie es zwischen Freund und Freundin sich geziemt, ich habe kein Geld. Und auch sonst bin ich noch nicht recht klar darüber, wie ich Dich auf eine sichere Weise von hier aus dem Hause wegbringen soll. Ich erwarte heut Morgen noch meinen Freund Chamfort bei mir, der mir plötzlich angekündigt hat, daß er wieder in Paris sei, und mir seinen Besuch machen werde. Mit ihm, der alle meine Verhältnisse genau kennt, will ich mich berathen, über den einen wie über den andern Punct, und ich hoffe, mein kluger

listiger Auvergnat wird mir wieder die besten Mittel und Wege anzugeben wissen.

Berathe Dich doch lieber gleich mit mir, mein Freund! rief Henriette, indem sie sich schmeichlerisch an ihn drängte. Bin ich denn nicht auch Dein Freund? Vielleicht fällt mir etwas ungeheuer Kluges ein, wenn ich auch nicht in der Auvergne geboren bin, wie Dein Freund Chamfort. Und nun laß mich zuerst von dem Geldpunct anfangen. Ist es denn möglich, daß wir schon wieder kein Geld haben, da — da —

Da, fiel Mirabeau mit einem lauten Gelächter ein, da wir erst vor einigen Tagen eine ganze Menge Geld hatten, und da Du nicht blos die Schwalbe gewesen, die den Frühling hierher in die Wohnung Mirabeau's getragen, sondern auch die Schwalbe aus dem Märchen, die goldene Eier bei mir hingeworfen hat. Ja, mein Kind, Deine mitgebrachten Schätze, die Du uns großmüthig zur Verfügung gestellt, sind bereits alle geschwunden. Der ganze Inhalt des Kästchens, welches Du mir zur Aufbewahrung gegeben, ist verflogen. Ich legte auf Dein Geheiß, und weil Du es nicht anders wolltest, meine tempelräuberische Hand an die in dem Kästchen enthaltenen Ringe, Armbänder und Juwelen, und veräußerte Alles. Es sind dies gewiß theure Wahrzeichen einer Dir freundlich gesinnten Hand gewesen. Auch eine nicht unbeträchtliche Baarschaft, die Du mir nachher einhändigtest, gewiß die Ersparnisse Deines Taschengeldes, mein armes Kind, habe ich auf dieselbe Straße des Verderbens, die alle Gelder Mirabeau's wandeln müssen, hinausgestoßen. Ist das nicht fürchterlich?

Henriette seufzte einen Augenblick laut auf, und sah ihm mit ernsthafter Verwunderung in die Augen. Dann aber brach sie plötzlich in ein herzliches Gelächter aus.

Es ist wahr, fuhr Mirabeau mit einer tragikomischen Gebärde fort, das Geld kann sich bei mir durchaus nicht halten, und es ist dies eine Krankheit, an der ich Zeit meines Lebens gelitten habe. Das Geld nimmt bei mir die Eigenschaft an, sofort in alle Winde zu zerfahren, sobald ich es nur berühre. Ich habe schlechterdings nie und niemals Geld, und werde auch nie und niemals Geld haben, und wenn Du mir goldene Berge unter meine Füße zaubertest. Ich bin in diesem Betracht ein wahrhaft unglücklicher Mensch. Ein Gesellschaftszustand taugt entschieden nichts, in dem noch eine gewisse Klasse von Menschen existirt, die man mit jenem fatalen Kunstausdruck Gläubiger nennt. Durch das Treiben dieser Gläubiger verflüchtigen sich alle Werthe in der Gesellschaft, und die Börse des Cavaliers erscheint beständig als ein leerer Wahn. Die dreitausend Francs, welche mir meine Familie nach unserem letzten Uebereinkommen jährlich zu zahlen versprochen, werden mir von meinem Vater auch aus diesem Grunde vorenthalten. Denn mein Vater, der Marquis von Mirabeau, behauptet, auf diese Pension abrechnen zu müssen, was er früher an meine heißhungrigen Gläubiger für mich bezahlt hat. So befinde ich mich mit meinen Ausgaben völlig wie der Frosch unter der Luftpumpe, und werde bald nicht mehr wissen, wo ich den Stoff zum Athmen hernehmen soll. —

Es lag in der Gewohnheit des Grafen Mirabeau, beständig über seine Geldverhältnisse zu klagen, womit kein einziger seiner Freunde verschont zu werden pflegte. Aber der tief und wahrhaft melancholische Unmuth, der sich dann in seinem ganzen Wesen ausprägte, trug zugleich so viel komische Färbung an sich, daß man dadurch sehr leicht über die Peinlichkeit des Gegenstandes mit ihm hinauskam und seine Freunde ge-

wöhnlich gern den heitern Uebergang zu einer kleinen Anleihe sich gefallen ließen.

Auch Henriette hatte in diesem Augenblick das Gefühl, daß von ihrer Seite noch etwas geschehen müsse, um die unangenehme Verlegenheit, über welche ihr Freund ganz seiner sonstigen Würde und Größe entgegen sich zu beklagen hatte, zu mindern. Das arme Kind hatte freilich in die Untiefen dieses wunderlichen Haushaltes, dem sie seit Kurzem angehörte, schon Alles, was sie irgend an geldwerthen Dingen besessen, hinabgeworfen. Aber ihre Lust, etwas beizusteuern, schien so groß, daß sie in diesem Augenblick sogar auf eine Aushülfe verfiel, die ihr bis dahin als unmöglich vorgekommen sein würde.

Henriette zog nämlich jetzt das goldene, mit Perlen besetzte Medaillon hervor, welches sie stets in ihrem Busen verwahrte, und in dem das Bildniß ihres Vaters enthalten war. Sie gab das Medaillon, ohne noch einen Blick darauf zu richten, an Mirabeau hin, und nickte ihm dabei mit bedeutsamen Blicken zu.

Aber so sehr Mirabeau auch sonst bereit war, jedes ihm dargebrachte Opfer seiner Freunde ohne Weiteres hinzunehmen, und kaum einen sichtlichen Werth darauf zu legen, so nahm er doch das Medaillon nur, um es ihr unter lebhaften Vorwürfen über ihren unbedachten Sinn wieder um den Hals zu hängen und in ihren Busen zurückzuschieben. Darauf sagte er, sie küssend: Wohl Dem, der das Andenken seines Vaters an seinem Herzen bewahren kann. Um keinen Preis möchte ich Dich darum bringen. Der berühmte van Haren war ein hoher Ehrenmann, und sein Gedächtniß wollen wir auch in unserm Bunde würdig feiern!

So fällt mir zu guter Zeit etwas Anderes ein! rief Henriette, freudig aufathmend und in ihre Hände klatschend. Ich habe ja noch eine Erbschaft in Brüssel

zu erheben, und was bin ich für eine Närrin, daß ich erst jetzt daran denke. Ein Verwandter meines Vaters, der dort lebte, hat mir in seinem Testament ein Legat ausgesetzt. Es sind aber nur viertausend Francs, Mirabeau, und wir müssen damit zufrieden sein. Die gerichtliche Aufforderung, das Geld zu erheben, empfing ich erst vor einigen Tagen, und Du wirst begreifen, daß ich es vergessen habe, da seitdem so Wunderbares mit mir vorging. Aber das Papier darüber muß in dem Kästchen gesteckt haben, in dem ich Dir meine andern kleinen Habseligkeiten übergab.

Dann ist es möglich, daß ich es in meiner Nachlässigkeit weggeworfen habe, sagte Mirabeau, begab sich aber schnell an seinen Schreibtisch, um das darin aufbewahrte Kästchen von neuem zu durchsuchen. Das Papier fand sich darin noch vor, und Mirabeau entfaltete es begierig, während Henriette, sich über seine Schulter lehnend und ihn unverwandt betrachtend, den Ausdruck seiner Zufriedenheit auf seinem Gesicht zu erwarten schien.

Es ist gut, sagte Mirabeau kühl, das Geld ist Dir gewiß, und kann augenblicklich erhoben werden. Wir werden es Dir besorgen, sobald wir jetzt nach Brüssel kommen. Denn wir werden ohnehin unsere Reise nach London über Brüssel machen. Zwar wird uns dies hindern, die Reise so rasch zurückzulegen, als wir es Deinetwegen, mein holder Flüchtling, eigentlich genöthigt wären zu thun. Aber ich werde Dir Deine Geschäfte nichtsdestoweniger pünktlich besorgen, verlaß Dich nur auf mich. Wir werden daher einstweilen nur nöthig haben, auf unsere nothwendigsten Reisemittel von Paris nach Brüssel Bedacht zu nehmen, und das ist eine Kleinigkeit. Sobald Chamfort kommt, wird es sich zeigen, wie. Ich speculire durch ihn auf den Geldbeutel der Madame Helvétius, die ihre stets

gefüllte Kasse gern und überreichlich zum Besten ihrer Freunde verwendet.

Henriette schien mit der Art und Weise, wie Mirabeau die Nachricht von ihrem kleinen Glücksfall aufgenommen, nicht ganz zufrieden zu sein, und um ihren lieblichen Mund trat ein leichtes schmerzliches Zucken. Eine Minute darauf war sie aber schon wieder das fröhliche, sorglose Kind, das keinen andern Willen und keine andere Empfindung mehr kannte, als die, ihm unterthan zu sein, und jede Bestimmung über sich von ihm anzunehmen. —

Es klopfte zweimal hintereinander mit einem flüchtigen Schlag an die Thür, und Mirabeau, die Manier seines Freundes erkennend, rief stürmisch: Herein, Chamfort! Willkommen, Chamfort!

Chamfort trat jetzt rasch herein, und beide Freunde begrüßten sich mit der aufrichtigen Herzlichkeit, die zwischen ihnen waltete.

Und wir werden jetzt wieder in Paris miteinander sein, mein Freund und Meister? fragte Mirabeau, ihn mit einer Zärtlichkeit umarmend, die er sonst kaum irgend einem andern seiner Freunde bewies. Ich dachte es mir, mit Deiner göttlichen Unruhe und Beweglichkeit würdest Du nicht lange in der philosophischen Idylle von Auteuil sitzen bleiben.

Chamfort wurde jetzt die Anwesenheit Henriettens gewahr, die erröthend ausweichen wollte, als Mirabeau sie seinem Freunde vorstellte.

Das ist Henriette, sagte Mirabeau feierlich, die den himmlischen Muth hat, sich zur Gefährtin meines Lebens und meiner Schicksale machen zu wollen! Du siehst, wie schön sie ist, und Du wirst finden, daß die Schilderungen, die ich Dir in meinen Briefen von ihr gegeben, weit hinter der holden Wahrheit zurückgeblieben sind. Durch ihre Schönheit allein müßte sie

sich einen Platz auf einem Königsthron haben gewinnen können, wenn sie es nicht vorziehen wollte, das unberechnenbare Loos des unstäten Mirabeau zu theilen. Henriette ist aber auch die Güte, die Milde, die Sanftmuth selbst, sie ist eine jener hohen, rechtschaffenen Seelen, bei denen man sich wohlbehütet und wie in seiner Heimath fühlt, und ich schwöre es Dir, daß ich sie nicht verdiene, aber mich ihres Besitzes werth zu machen gedenke.*)

Henriette war auf ihn zugeeilt, und hielt ihm ihre Hand vor den Mund, indem sie ihn ängstlich bat, mit seinen Lobsprüchen über sie innezuhalten. Dann entfernte sie sich eilig in das Nebenzimmer, nachdem sie sich mit Chamfort, der ihr die verbindlichsten Dinge sagte, herzlich begrüßt hatte.

Du bist zu beneiden um Dein Talent, Dir Glück zu schaffen, und Dir Alles so einzurichten, wie es gerade für Dich paßt! sagte Chamfort, indem er der in der Thür verschwindenden Gestalt Henriettens lange nachblickte.

Mein Leben dagegen ist aus lauter Contrasten und Widersprüchen zusammengesetzt, fuhr Chamfort fort, indem ein wehmüthiger, fast bitterer Zug auf seinem sonst so heitern, männlich schönen Gesicht aufblitzte. Und ein solcher Widerspruch hat mich jetzt auch wieder nach Paris getrieben, und in neue Verhältnisse, für die ich eigentlich nicht tauge, und wie sie mir immer wieder durch die seltsame Ironie meines Schicksals um den Hals gebunden werden. Du siehst mich wieder hier in Paris, weil der Marquis von Vaudreuil mich eingeladen hat, in seinem Hause zu leben, wo er mir, blos aus seiner bekannten großmüthigen Laune für

---

*) Die eigenen Worte Mirabeau's über Henriette. Lettres de Mirabeau à Chamfort p. 76, 87, 92.

Kunst und Literatur, eine glänzende Zufluchtsstätte, die durchaus frei von jeder Bedingung ist, angeboten hat.

Also in der Rue de Bourbon, in dem prächtigen Hôtel Vaudreuil, ist mein Meister Chamfort von jetzt an zu finden? sagte Mirabeau lächelnd. Nun, da bist Du allerdings wieder in die vornehmste und strahlendste Welt eingetreten, und wirst es auch kaum vermeiden können, mit dem Hofe und seinen Leuten von neuem in Berührung zu kommen. Denn der gute Marquis von Vaudreuil ist nicht nur Beschützer der schönen Künste, sondern er gehört auch zu dem vertrauten Hofcirkel der Königin. Er ist ja der genaueste Freund der Gräfinnen Diana und Julie von Polignac, und durch diese in den allerintimsten Kreis eingetreten, der sich um die Königin Marie Antoinette zu bilden angefangen. Chamfort wird also neue Hofstudien machen, und die Ergebnisse werden der ganzen Epoche zugutkommen. Ich freue mich darauf, denn Du weißt, daß ich mich recht eigentlich für Deinen Schüler ansehe, Chamfort, und von Deiner lachenden Weisheit und Deinem unbestechlichen Witz stets zu lernen denke.

Es empört mich aber nachgerade, daß mein Lebensfaden beständig aus solchen offenbaren Widersprüchen mit meinen Principien sich weiterweben soll! entgegnete Chamfort mit einem in der That mißmuthigen Ausdruck. Ich liebe durchaus die hohen und vornehmen Leute nicht, und werde unaufhörlich in Beziehungen zu ihnen gebracht. Die einzige Religion, die ich in meiner Brust aufzutreiben vermocht, war von jeher der Glaube an die Freiheit, und doch bringt mich mein Schicksal immer wieder mit Prinzen, Prinzessinnen und eingefleischten Aristokraten in Verbindung, in deren parfümirtem Dunstkreis ich meine republika-

nische Seele verschmachten lassen soll. So liebe ich auch von Herzen die freierwählte Armuth, und muß doch immer von den reichen Leuten auf mich Jagd machen lassen, die mich in ihre Mitte ziehen, und meine Person benutzen wollen, um auch mit dem Geist eine Art von Luxus zu treiben. Und ich war schwach genug, dem Andringen des Marquis von Vaudreuil nicht widerstehen zu können. Jedenfalls werde ich mich aber in seinem Hôtel, wo er mir eine sehr behagliche Wohnung aufgedrungen hat, besser befinden, als damals bei dem Prinzen von Condé, der mir sogar die glorreiche Stelle eines Secretairs bei sich übertragen hatte. Diese Sklavenkette riß ich aber entzwei, sobald ich nur ihr erstes Scheuern an meinen Gelenken spürte.

Es war noch ein anderes Motiv, das Dich dabei bestimmte, mein edler Freund, sagte Mirabeau, indem er ihm innig die Hand darreichte. Es jammerte Dich, daß ein junger Mann, der eine arme Mutter zu ernähren hatte, die eigentlichen Geschäfte Deiner Stelle für ein geringes Geld versehen mußte, und Du beschworest den Prinzen, Deine Entlassung anzunehmen, und die Stelle nebst ihrem Titel und ihren vollen Einkünften Demjenigen zu übertragen, der dafür arbeiten und darben mußte. Solche Züge muß man in Erz und Marmor festhalten, um den Leuten, die uns Atheisten nennen, und unser Streben nach der Freiheit moralisch verdächtigen möchten, zu beweisen, daß wir die wahren Menschen und die ächten Herzen in dieser Epoche sind!

Achten wir uns nicht zu hoch, Mirabeau! entgegnete Chamfort, indem wieder alle Streiflichter seines satirischen Geistes auf seinem Gesicht hervortraten. Meistentheils ist es gerade unser stärkster Egoismus, der sich hinter unsere sogenannten edlen Motive steckt, und sich daraus ein herrliches, stolzes Festtags-Kostüm

macht. Wer weiß denn, ob ich so edel gewesen wäre, meiner Stelle zu Gunsten eines armen Menschen zu entsagen, wenn mir das sonst so vortheilhafte Verhältniß zum Prinzen Condé nicht in der That unerträglich geworden. Es trieb mich wieder fort von ihm, denn mich überkam wieder einmal die Lust, arm und beschränkt in der Einsamkeit zu leben. Und so wurde ich der Wohlthäter jenes jungen Mannes, weil ich mein eigener werden wollte. Ein hohes, unendliches Glück schien sich mir damals eröffnen zu wollen. Meine Freundin Lydie war durch den plötzlichen Tod ihres Gatten frei geworden, und sie hatte eingewilligt, mit mir in der tiefsten Zurückgezogenheit von der Welt ein neues Leben zu beginnen. Lydie war nicht mehr jung, und von ihrer einst so wunderbaren Schönheit war nur noch der himmlische Seelenausdruck der Züge und der unverlöschliche Glanz ihrer Augen übrig geblieben. Aber ihr Herz und ihr Geist waren anbetungswürdig jung, und die beredten Worte ihres Mundes fesselten mich an ihrer Seite, ohne daß ich noch nach irgend etwas Anderem Verlangen in mir gehabt hätte. Wie viel Frauen hatte ich nicht in meinem Leben schon geliebt, aber noch keine einzige hatte ich bis dahin besessen. Und nun besaß ich Lydie, und liebte sie glühend wie eine Geliebte, innig und zart wie eine Mutter, fest und vertrauensvoll wie einen Freund. Hätte ich es jemals geglaubt, daß man schon drei Meilen von Paris, auf einem stillen versteckten Dorfe, so glücklich wie im Paradiese leben kann. Aber die Ironie des Schicksals traf mich mitten in meinem Paradiese, in dem ich nicht auf den Tod gerechnet hatte. Lydie starb in meinen Armen, und das Paradies war plötzlich in eine Wildniß verwandelt. Nun konnte ich es wieder in der Oede dieser Einsamkeit nicht länger aushalten. Selbst die

Stille in Auteuil bei unserer Freundin Helvétius, die mich dann so gastlich und tröstlich bei sich aufnahm, begann mich in der Seele zu schmerzen. Und während ich die Stelle beim Prinzen Condé verlassen, um mich in eine mir viel strahlender winkende Einsiedelei der Liebe zu vergraben, ziehe ich jetzt wieder in die phantastischen Wirbel von Paris ein, und nehme eine Zufluchtsstätte in dem glänzenden Hause Vaudreuil's an, blos weil ich die Wunden, welche mir die Einsamkeit geschlagen, nicht anders heilen zu können glaube, als an dem Getümmel der Welt. Und nun sage mir, Freund Mirabeau, ob in dieser elenden Gesellschaft, der wir angehören, nicht Alles nur Maskenspiel unseres Egoismus ist?

Chamfort brach bei diesen Worten in ein lautes Gelächter aus, das er, mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und abgehend, in den mannigfachsten Abstufungen wiederholte. Mirabeau aber drückte ihm mit den beredten, feurigen Worten, die ihm niemals fehlten, seine Theilnahme an dem Geschick des Freundes aus.

Aber fast hätte ich vergessen, mich eines Auftrags zu entledigen, den mir der Marquis von Vaudreuil für Dich gegeben, begann Chamfort wieder. Der Marquis sendet Dir durch mich diese Einladungskarte. Es wird morgen Abend in seinem Hôtel die Hochzeit des Figaro von Beaumarchais aufgeführt, und er legt einen großen Werth darauf, daß Du unter der dazu eingeladenen Gesellschaft nicht fehlen möchtest. Es werden sehr viele Personen aus der Hofgesellschaft zugegen sein, denn es ist darauf abgesehen, der neuen wunderbaren Comödie, die schon im Manuscripte so eigenthümliche Schicksale erlebt hat, doch noch die Gunst des Königs und der Königin zu gewinnen. Die Freunde des Autors, und dazu gehört bekanntlich

der Marquis von Vaudreuil, hoffen durch eine Art von Handstreich, der morgen beabsichtigt wird, dann auch noch immer die öffentliche Aufführung des Stücks durchzusetzen.

Mirabeau nahm die Einladungskarte, betrachtete sie lange stillschweigend und nachdenklich, und schien noch über Etwas zu sinnen. Dann sagte er: Ich nehme die Einladung bei Herrn von Vaudreuil an, obwohl ich für die Comödie des Speculanten Beaumarchais, wie Du weißt, nicht das geringste Interesse habe. Auch bin ich nach Allem, was ich davon vernommen, nicht einmal neugierig auf den Inhalt. Dieser Beaumarchais mag ein geriebener Kopf sein, und er mag auch das Talent besitzen, die Leichenvögel der heutigen Zeit schon aus der Ferne schreien zu hören, und aus diesem guten Gehör eine prophetisch-satyrische Comödie zu machen, was diese Hochzeit des Figaro in der That sein soll. Aber Beaumarchais thut Alles nur für's Geld, was er thut, und ich kann keine Sympathie für einen Menschen haben, noch ihn zu den Unsrigen zählen, der mit der Freiheit und mit der Bewegung nur Geschäfte machen will. So ließ er sich Beaumarchais den Amerikaner nennen, und was hat er zum Besten der amerikanischen Freiheit gethan und gewirkt? Nichts, als daß er in seiner commerziellen Betriebsamkeit, die sich auf Alles wirft, den neuen Republikanern Waffenlieferungen für ihre ersten Feldzüge machte. Er gewann ungeheure Summen dabei, indem er sich seinen Eifer und seine Dienste nicht nur zu den allerhöchsten Preisen bezahlen ließ, sondern für dieselben nichts als alte unbrauchbare Flinten, schlechte Schuhe und schlechte Hüte lieferte. Außer dem Vortheil, für diesen Ausschuß und Trödel seine Taschen gefüllt zu haben, hatte er dann noch das besondere Vergnügen, sich wegen heimlicher Waf-

fenlieferungen in Anklagestand versetzt zu sehen, und dadurch in der öffentlichen Meinung als Märtyrer der Freiheit zu triumphiren. Oh, ich kenne diesen Patron, und ein solcher Schacher mit der öffentlichen Meinung ist auch nun diese Comödie. Wie kommt ein Beaumarchais dazu, die innere Verlorenheit des Zeitalters, die ganze Lüge der heutigen Gesellschaft, zum Gegenstand einer belustigenden Comödie zu machen? Wenn wir einst, wie die Amerikaner, unsere Freiheitsschlachten schlagen werden, dann wird dieser Beaumarchais doch immer nur der Figaro unserer Revolution, der über Alles sich belustigende und Alles zu seinem Vortheil ausbeutende Schelm sein!

Ich weiß, daß Dich ein Haß gegen Beaumarchais bewegt, entgegnete Chamfort, aber wenn Du auch nicht um der Comödie willen kommst, so wirst Du doch, ich versichere Dich, diesmal viel Unterhaltung im Hôtel Vaudreuil finden. Es hat sich eine Art von ästhetischer Verschwörung gegen den Hof gebildet, bei der die einflußreichsten Hofleute selbst mitspielen, denn es soll dem König nach dieser Aufführung vorgespiegelt werden, Beaumarchais habe seine Comödie ganz und gar abgeändert, und es sei nichts mehr von den Dingen darin geblieben, welche bei der Vorlesung, die sich der König von dem Stück machen ließ, seinen Zorn in so hohem Grade erregt hatten. Der gute Marquis von Vaudreuil, der sich einmal für die schönen Künste in jedem Betracht opfern möchte, hat die Hände zu dieser gefährlichen Intrigue geboten und dieselbe zum Theil ersonnen. Welcher Teufel diese Leute eigentlich beim Ohrzipfel hält, weiß ich nicht, aber daß er sie treibt und prickelt, geht sicherlich bei dieser Gelegenheit hervor. Dies Treiben wird Dich erheitern und belustigen, Mirabeau. Der König soll bei dem Monolog des Figaro, der gegen die franzö-

fische Staatsverwaltung gerichtet ist, und besonders bei der Tirade über die Staatsgefängnisse, entsetzt ausgerufen haben: „Dieser Mensch verspottet und erschüttert Alles, was man an einem Gouvernement ehren muß, und ich werde nie zugeben, daß sein Stück in Frankreich irgendwo gespielt werde!" Die angesetzte Theater-Aufführung im Hôtel des Menus-Plaisirs war daher durch eine ausdrückliche Ordre des Königs verboten worden, und die Zuschauer, die sich schon im Saal versammelt hatten, gingen mit Ausbrüchen des heftigsten Mißvergnügens wieder nach Hause. Es scheint, daß ein Theil der Hofgesellschaft und an ihrer Spitze Monsieur, der eigentliche Gönner des Beaumarchais, Besorgnisse aus diesem Vorgang geschöpft, der, man mag sagen was man will, ernste Seiten genug darbot. Wurden nicht schon so schmeichelhafte Ausdrücke, wie „Tyrannei" und „Gewaltthätigkeit" selbst auf der Straße gehört?*) Die Hofleute hielten es schon bei weitem nicht so gefährlich, das Stück aufzuführen, als wenn es dem Publikum vorenthalten bliebe. Da aber Beaumarchais, starrsinnig und pfiffig wie er zugleich war, durchaus an dem Stücke nichts ändern wollte, so kam man auf diese Intrigue, die morgen Abend bei Vaudreuil spielen wird. Ich freue mich darauf, denn ich wittere schönes Unheil in der Luft. Was meinst Du dazu, Mirabeau?

Die Nase ist das wesentlichste Instrument eines guten Politikers, entgegnete Mirabeau, und Du weißt, ich habe der Deinigen immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber wenn ich morgen in's Hôtel Vaudreuil komme, so ist es, weil ich meinerseits dort eine Intrigue ausführen will, und ich möchte bei derselben Deine Hülfe in Anspruch nehmen, Chamfort. Du hast

*) Mémoires de Madame Campan I. 279.

so eben meine liebliche Gazelle gesehen, die sich nicht blos vor Deinen schönheitslüsternen Blicken, die sie auf sich brennen fühlte, sondern auch vor der Polizei, die jeden Augenblick hier auf sie fahnden kann, dort in jenes verborgene Kabinet geflüchtet hat. In meinem letzten Briefe schrieb ich Dir ausführlich über Henriettens Schicksal. Aber ich habe seitdem eingesehen, daß ich sie auf einige Zeit von Paris fortschaffen muß, um nachher in Sicherheit und Behagen hier mit ihr leben zu können. Ich will nach London mit ihr gehen und sie von dort als naturalisirte Engländerin wieder hierher zurückbringen. Aber ich sehe nicht einmal die Möglichkeit, sie hier aus diesem Hause heraus zu führen. Denn unten auf der Straße gehen den ganzen Tag geheime Polizei-Agenten spazieren, welche das Haus beobachten, und mir mein liebes Kind sogleich entreißen würden. Ich habe einen Plan gemacht, der mir in dem Augenblick klar wurde, wo ich Deine Einladung zu Vaudreuil empfing. Gewiß hat Dir der Marquis auch eine seiner Equipagen zur Verfügung gestellt, wie es der Protektor aller Musen gern den schönen Geistern gewährt, aus deren Beherbergung er sich eine Ehre macht.

Allerdings, erwiederte Chamfort, er läßt den Dichter in der stolzen Carrosse des Marquis fahren, und glaubt dann, daß auch der Marquis ein wenig Dichter geworden sei.

Nun gut, sagte Mirabeau, so soll die Carrosse des Marquis auch meiner jungen Liebe gu'e Dienste leisten. Höre meinen Plan. Ich begebe mich morgen Abend bei Zeiten in das Hôtel des Marquis von Vaudreuil, nachdem ich hier alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Dann mußt Du mir das Opfer bringen, vielleicht einen Act von der Vorstellung der Comödie zu versäumen, indem Du Dich in einer späteren

Stunde im Wagen des Marquis hierher nach meiner Wohnung begiebst. Henriette wird Dich in einer Verkleidung erwarten, durch welche sie den Augen der Polizeispione unkenntlich gemacht werden soll. Sie wird die Kleider des Landmädchens anlegen, das ich bei meinem kleinen Coco als Wärterin habe. Henriette nimmt dann das Kind auf den Arm, das ich ohnehin mit nach London führen werde, und steigt mit Dir rasch in Deinen Wagen. Die Polizei wird das Alles beobachten, aber sie wird entweder keinen Verdacht schöpfen, oder eine Equipage, welche das Wappen und die Livrée des Marquis von Vaudreuil trägt, nicht weiter zu untersuchen wagen. Du langst dann mit meiner Freundin und dem Kinde im Hôtel Vaudreuil an, und sie bleiben im Wagen sitzen, den Du einstweilen sicher in der Remise unterbringen läßt. Sobald ich die Gelegenheit wahrnehmen kann, entferne ich mich aus der Gesellschaft, und Du mußt schon durch Deinen Einfluß im Hôtel durchsetzen, daß ich dieselbe Equipage zu unserer Weiterbeförderung bis an den Fuß des Montmartre benutzen kann. Dort werden meine Leute mit dem Reisewagen mich erwarten, und die Straße nach Brüssel, wohin ich mich zunächst begeben werde, wird dann hoffentlich ohne weitere Fährlichkeit gewonnen sein.

Chamfort dachte einen Augenblick nach, und sagte dann, seinem Freunde zunickend: Du kannst Dich, wie immer, auf mich verlassen, Mirabeau! Richte Alles ein, und ich werde auf das Genaueste jeder Deiner Bestimmungen nachkommen. Oh, ich freue mich wahrhaft darauf, wieder einmal bei einer Intrigue mitwirken zu können, und noch dazu bei einer, welche dieser volksfeindlichen und unverschämten Polizei von Paris gespielt wird. Aber um größerer Sicherheit willen, wollte ich Dir noch empfehlen,

einen Paß auf fremden Namen für Henriette zu nehmen, und gebiete über mich, wenn ich Dir dabei behülflich sein kann.

Auch diesen Wunsch wollte ich in Deine getreuen Hände legen, entgegnete Mirabeau. Es wäre uns sehr nützlich, wenn ich vielleicht schon hier in Paris einen englischen Paß für Henriette erlangen könnte, durch den sie als geborne Engländerin beglaubigt wird. Bei Deinen vielen Verbindungen in Paris und Deinem Verkehr mit vornehmen und mächtigen Personen würde es Dir ein Leichtes sein, meiner Freundin einen solchen Paß zu besorgen. Mich dünkt, Du gehst auch im Hôtel des englischen Gesandten, des Herzogs von Dorset, aus und ein. Du bist ein Mann von gewaltigem Einfluß, mein Chamfort, und wir sind glücklich, daß wir einen solchen Beschützer unserer Liebe an Dir gefunden haben.

Chamfort ist Protektor der Liebenden geworden! rief Chamfort mit wehmüthig lachendem Munde. Aber für die Erlangung eines solchen Passes glaube ich mich allerdings verbürgen zu können. Im Hause des Marquis Vaudreuil befinden sich mehrere englische Bonnen, und es wird nicht auffallen, wenn ich für eine derselben zur Rückkehr nach London durch den Haushofmeister des Marquis einen Paß fordern lasse. Ich werde schon in der englischen Kanzlei bewirken, daß der Paß ohne weitere Schwierigkeit auf irgend einen beliebigen Namen ausgestellt werden soll. Du brauchst blos zu bestimmen, wie Deine schöne Henriette von jetzt an heißen wird.

Wir werden sie darüber selbst befragen müssen, erwiederte Mirabeau, indem er zu dem Kabinet hineilte, in welchem sich Henriette bis jetzt verborgen gehalten.

Auf sein ungestümes Pochen und Rufen an der

Thür trat Henriette sogleich mit einem Ausdruck des Schreckens auf ihrem lieblichen Gesicht heraus. Aber Mirabeau beruhigte sie durch die Versicherung, daß sich durchaus nichts Schlimmes zugetragen habe. Es komme nur darauf an, ihr, an der sonst Alles ächt und wahr sei, einen falschen Namen zu geben, um unter demselben künftig vor allen Verfolgungen geschützt zu sein.

Henriette sah ihn mit bangem und zweifelhaftem Lächeln an. Dann bedeckte sich ihr heiteres Antlitz einen Augenblick lang mit einem trüben Ernst, und sie schüttelte langsam den Kopf.

Ich verstehe Dich, rief Mirabeau, Du willst und kannst nicht lügen, denn Du bist eine große, ehrliche Seele! Aber Du mußt es nicht zu ernsthaft nehmen, denn was ist der Name eines Menschen Anderes, als ein Domino, in welchem er in dem Redouten-Saal zugelassen worden ist. Zuweilen trifft es sich, daß man, um sich Spaß zu machen, auch einmal den Domino umkehrt und ihn auf der unrechten Seite trägt. Den alten Freunden, die uns immer und ewig erkennen, gereicht das neue Geheimniß nur zu einer größeren Lust an uns.

Nun, wenn Du meinen Namen umkehren willst, so lautet er Nehra! rief Henriette, deren heiteres Naturell sich sofort wieder geltend machte, indem ihre Augen ihm von Neuem freundlich und glücklich zuwinkten. Wenn wir als Kinder unsere Namen verstellten und umdrehten, nannte ich mich häufig schon Henriette von Nehra.

Bravo! rief Mirabeau, ihre Hände küssend. Du sollst von jetzt an Frau von Nehra heißen,*) Henriette van Haren ist verschwunden, und dies Anagramm

*) Montigny, Mémoires de Mirabeau IV, 145.

Eurer Kinderneckereien soll das glückliche Wahrzeichen unseres Bundes und unserer Zukunft bleiben! Freund Chamfort wird einen englischen Paß auf diesen Namen besorgen.

Ich bitte Frau von Nehra, meine besten Glückwünsche zu dieser Namenstaufe genehmigen zu wollen, sagte Chamfort, indem er sich mit angelegentlicher Beeiferung ihr näherte und ihr die Hand reichte, die sie in ihrer freundlichen Weise annahm.

In der That, fügte Chamfort in seinem lächelnden Sinnen hinzu, es erweckt mir die freudigsten Vorgefühle für Ihren Bund mit Mirabeau, daß Sie Ihren neuen Namen aus der Umkehrung des alten gewonnen haben. Denn Sie gehorchen dadurch dem wahren Naturgesetz der Zeit. Nur wenn man Alles auf den Kopf stellt, kann heute noch ein neues und schöneres Leben hervorgehen. Setzt aus den alten Buchstaben neue zusammen, aber ja in der entgegengesetzten Richtung, in der sie bisher gegolten haben, das alte Wort in dem neuen auflösend, und Ihr werdet den richtigen Namen bekommen, der glückbedeutend die Zukunft umfaßt. Aus der verfolgten Henriette van Haren wird die freie und siegesgewisse Henriette von Nehra erstanden sein!

Henriette mußte über die drollige Manier Chamfort's jetzt in ein lautes Lachen ausbrechen. Dann schüttelte sie ihm treuherzig die Hand und sagte: Henriette von Nehra kann nichts Anderes sein, als was Henriette van Haren gewesen: ein einfach einfältig Ding, das nur ihrem Herzen unterthan ist und ewig bleiben wird!

So weit hätten wir uns nun schon mit unserm Freunde Chamfort trefflich berathen, begann Mirabeau wieder. Jetzt aber haben wir seine Hülfe noch auf einem andern höchst kitzlichen Punct in Anspruch

zu nehmen. Chamfort weiß schon, was ich will, denn er betrachtet mich mit jenem schadenfrohen, satanischen Lächeln, das immer um seine Lippe schwebt, wenn er ein armes Menschenherz in seiner Schwäche belauscht hat.

Ja, ich weiß was Du willst, oder vielmehr, was Du nicht hast, entgegnete Chamfort lachend. Der Beichtiger Deines Herzens bin ich wohl schon manchmal gewesen, und war stets glücklicher damit, als mit der Berathung Deines Geldbeutels, auf dessen herzliche Schwäche Du ohne Zweifel in diesem Augenblick anspielst.

Richtig, sagte Mirabeau, Du hast den Vogel gerade vorn in der Brust getroffen. Ich stehe schon wieder einmal auf dem Punct, wo der Mensch seine ganze Existenz in dem Geständniß zusammenpreßt: ich habe kein Geld!

Henriette begann bei diesen Aeußerungen in eine sichtliche Unruhe zu gerathen. Ihre Wangen erglühten wie in der tiefsten Beschämung, und sie sah mit niedergeschlagenen Augen auf den Boden nieder.

Sie kann es nicht aushalten, von Geldverlegenheiten zu hören, das liebe Kind, sagte Mirabeau, indem er sich an ihrem Anblick ergötzte. Sie erröthet, als wenn es eine Schande für uns Alle und für die ganze Welt wäre, daß ich kein Geld habe.

Im Gegentheil, es ist eine große Ehre für ihn, daß er kein Geld hat, Frau von Nehra! sagte Chamfort, ihr nahe tretend. Graf Mirabeau ist auch darin der Normalmensch seines Zeitalters, daß sich seine Finanzen in einer beständigen Unordnung befinden. Er macht die Finanzkrisen ebenso in seiner Person durch, wie sie Frankreich jetzt in allen seinen Gliedern durchmacht. Wenn man kein Geld hat, kommt man auf die ächten Gedanken des Heils, denn man lernt

die Gebrechlichkeit seiner ganzen Lage, die Krankheit seines ganzen Organismus, einsehn, und man faßt leichter Entschlüsse, die zum Guten führen. Schon darum hoffen wir, daß Mirabeau einst als der Retter Frankreichs erscheinen wird, weil Mirabeau, wie Frankreich, kein Geld hat, und er bei beständig leeren Taschen am besten auf die schönere Zukunft studiren konnte.

Es scheint mir bedenklich, Chamfort, daß Du Dich heut so lange mit der Philosophie meines leeren Geldbeutels beschäftigst, sagte Mirabeau, mit einer schattenden Wolke auf seiner hohen Stirn. Kannst Du mir heut nicht rathen oder helfen, so sage es ohne weitere Umschweife. Wir brauchen übrigens nur bis Brüssel Reisegeld. Denn dort haben wir sogar eine Erbschaft zu erheben, durch die wir weiter kommen werden. Was sagst Du nun, Chamfort? Mit Wenigem kann ich aber auch freilich bis Brüssel nicht ausreichen. Denn Du weißt, ich kann ohne Bedienten und Secretair nicht fertig werden, und ich muß mir daher auch diese Leute sogleich nachkommen lassen. Bist Du bei Kasse, Chamfort?

Unsere gute Mutter Helvétius hatte mich beim Abschiede von ihr wieder recht reichlich mit Geld ausgestattet, erwiederte Chamfort. Denn sie meinte, da ich nun wieder in die vornehme Welt ginge und neue Bedürfnisse haben würde, müßte ich doch auch ein anständiges Taschengeld bei mir führen. In meinem Pult werden noch ungefähr achthundert Francs liegen, und es wird gut sein, wenn Du sie nimmst, Mirabeau, denn mich stört das Geld in meinem träumerischen Behagen, und ich denke nur an allerhand Trödel, den ich mir dafür kaufen könnte. Ich brauche in dem Hôtel Vaudreuil kein Geld, lebe ganz auf Rechnung des Marquis, und zu manchen Kleinigkeiten, die ich nebenher nöthig habe, reicht die Pension aus, die ich der

schönen Königin Marie Antoinette verdanke. Auch werde ich nächstens eine Sammlung meiner Theaterstücke veranstalten, und denke mir damit einen erklecklichen Ehrensold zu erzielen. Und nun Adieu für heut, Kinder. Ich bringe Euch morgen früh den englischen Paß und das Geld. Und auch die übrige Verabredung gilt auf das Unverbrüchlichste.

Mirabeau umarmte seinen Freund mit dem Ausdruck der lebhaftesten Dankbarkeit. Chamfort wollte sich entfernen, kehrte aber in der Thür noch einmal um, und sagte, einige zusammengefaltete Blätter aus der Tasche ziehend, zu Mirabeau: Fast hätte ich vergessen, Dir diese Papiere zu übergeben. Es sind die versprochenen Beiträge zu Deiner Schrift gegen den Cincinnatus-Orden, theils von mir, theils vom Doctor Benjamin Franklin, der Dir damit zugleich seine Grüße durch mich sendet. Du mögest Alles benutzen oder nicht benutzen, gerade wie es Dir paßt. Condorcet und Cabanis lassen sich noch entschuldigen. Sie arbeiten beide Mathematik und Physik, weil sie noch nicht Politik machen könnten, und Cabanis schwitzt Blut, um den Zusammenhang der physischen und moralischen Gesetze in der Welt zu entdecken. —

Nachdem sich Chamfort entfernt hatte, sagte Mirabeau zu seiner Freundin, die mit freudigem Lächeln an seiner Seite stand: Nun, Henriette, wir werden heut noch viel mit unsern Reisevorbereitungen zu thun haben. So tummle Dich denn auch, mein Kind, denn wir werden Alles nach London mitnehmen, was nur irgend zu unserer beweglichen Habe gehört. Vor allen Dingen müssen wir auch darauf bedacht sein, unsern kleinen Coco, von dem wir uns nun einmal nicht trennen können, gehörig einzupacken. Der kleine Mann macht seine erste Seereise, und es fragt sich, ob er zu derselben auch gehörig ausgerüstet sein wird. Da Du

einmal die Rolle der liebenswürdigen Vorsehung für ihn übernommen, so laß doch auch Alles genau nachsehn, was dem Coco an Kopf und Kragen geht.

Henriette nickte ihm beeifert zu, und wollte sich eben entfernen, um seinen Aufträgen sofort nachzukommen, als ihr unterwegs noch etwas einzufallen schien. Sie stand einen Augenblick in der Mitte des Zimmers sinnend still und kehrte dann mit einer hastigen Bewegung wieder zu Mirabeau zurück.

Darauf, sich schmeichlerisch an seine Seite drängend, sagte sie ganz leise: Du könntest gewiß eher ohne mich, als ohne den kleinen Nikolas leben. Nicht wahr, der ist Dir mehr als alles Andere ans Herz gewachsen? Darum werde ich ihn aber auch stets wie meinen Augapfel hüten. Und doch quält mich noch oft in meinen Gedanken das Geheimniß seiner Geburt. Du versprachst, mir dies Räthsel zu lösen, aber Du hast nicht Wort gehalten, Mirabeau.

So will ich es Dir jetzt sagen, erwiederte Mirabeau mit einem Anflug von feierlichem Ernst. Die Prinzessin von Lamballe ist die Mutter des kleinen Coco. Sie stellte das Kind, das sie heimlich geboren, unter meinen Schutz und meine Pflege, und ich gelobte ihr mit heiligen Eiden, es niemals und nirgends von mir zu lassen. Diesen Schwur, den ich stets getreulich erfüllen will, leistete ich, weil ich der Prinzessin so großen Dank schuldig geworden, und ihr, die mir in den traurigsten Lagen meines Lebens beigestanden, gern meinen Dienst weihen wollte.

Und blos darum hättest Du Dich des Coco angenommen? fragte Henriette langsam, indem sie ihn zweifelhaft anblickte. Dich selbst ginge das Kind weiter gar nichts an?

Still! still! rief Mirabeau, indem er ihr die Hand auf den Mund legte. Den Vater des Kindes werde

ich Dir niemals nennen, aber später erzähle ich Dir einmal eine ganze Geschichte davon.

Henriette schien von dieser Auskunft nicht ganz befriedigt, aber sie wagte nicht, die Frage, die ihr eigentlich auf dem Herzen lag, bestimmter zu erneuern. Nachdenklich und mit zögerndem Schritt begab sie sich jetzt zur Thür hinaus.

Mirabeau blickte ihr lächelnd nach und betrachtete mit stummem Entzücken die zarte, jugendliche Gestalt, die vor ihm dahinschwebte und von Vorstellungen beunruhigt schien, die ihm gerade bewiesen, wie sehr ihr daran gelegen war, sich im Besitz eines ausschließlichen Anrechts auf sein Herz zu wissen.

---

## II.

## Die Hochzeit des Figaro.

Zu der Aufführung der Hochzeit des Figaro von Beaumarchais, die heut in dem Theatersaal des Hôtels Vaudreuil stattfinden sollte, fuhren um die achte Abendstunde aus allen Stadttheilen von Paris die glänzendsten Equipagen herbei. Die stille, vornehme Rue de Bourbon erbebte von dem Gerassel der zahlreichen Wagen, die im stürmischen Fluge angerollt kamen, und die auf das Schauspiel begierige Gesellschaft des Marquis von Vaudreuil zu seinem prächtigen Hôtel heranführten.

Die Gesellschaft hatte sich zuerst in den kleinen Salons versammelt, die in dem Hôtel des Marquis von Vaudreuil eine eigenthümliche Einrichtung erhalten hatten. Der eine war vorzugsweise als Musikzimmer ausgestattet, und vereinigte verschiedenartige Instru-

mente in sich. In dem andern war Alles auf die Ausübung der Malerei berechnet, und wer sein Talent dafür auch in der Gesellschaft spielen lassen wollte, fand Farben, Stifte und Pinsel bereit, um sich nach Gefallen irgend einer Improvisation überlassen zu können. In einem dritten Salon waren die Tische mit kostbaren Kupferstichen und Bildwerken aller Art bedeckt, oder man trat in einen Raum, in dem auf die ergiebigste und behaglichste Weise für die Lectüre gesorgt war. Der kunstfreundliche Marquis, der auf den Namen eines Beschützers aller Musen stolz war, hatte Gesellschafts-Abende, an denen in allen diesen Salons neben der bewegtesten Unterhaltung fleißig gearbeitet ward, und manches bedeutende Werk wurde hier angeregt und entworfen, das später den Preis des Tages davontrug.

Der Marquis selbst, eine der glänzendsten Persönlichkeiten der damaligen Gesellschaft, hatte sein Talent für die schönen Künste auf die Ausbildung einer vortrefflichen Gesangstimme beschränken müssen, in der er aber Ausgezeichnetes und überall Bewundertes leistete. Seine schöne Stimme hatte ihm zuerst den Weg in die höchsten Hofkreise gebahnt, und er wußte zu dieser angenehmen Eigenschaft so viel vollendete Grazie seiner Formen hinzuzufügen, daß er, ohne gerade zu den bedeutenderen Geistern der Epoche zu zählen, doch blos durch seine äußern gesellschaftlichen Vorzüge eine einflußreiche und überall geltende Stellung erlangt hatte. Sein Ansehn war bei den Litteratoren und Künstlern von Paris ebenso groß geworden, als er am Hofe von Versailles eine persönliche Beliebtheit erlangt hatte, die ihn in einem gewissen bevorzugten Kreise, der sich in der letzten Zeit namentlich um die Person der Königin gruppirt,

zum Mittelpunkt und eigentlichen Beherrscher desselben machte.

Die Mitglieder dieses vertrauten Kreises der Königin Marie Antoinette befanden sich heut sämmtlich in der Gesellschaft, welche im Hôtel Vaudreuil der Darstellung der vielbesprochenen Komödie beiwohnen wollte. Die schöne und liebenswürdige Gräfin Jules von Polignac, und ihre Schwägerin, die übermüthige und mit ihrer Genialität etwas kokettirende Gräfin Diane von Polignac, standen an der Spitze dieses Hofcirkels, und dem Einfluß beider Damen, die ein eigenthümliches Interesse für jene Komödie des Herrn von Beaumarchais gefaßt, war es vornehmlich zuzuschreiben, daß die Königin, und durch sie auch der König, sich einverstanden erklärt, versuchsweise eine Darstellung des Stückes, nach einer angeblich von dem Dichter getroffenen Umarbeitung, vor einem eingeladenen Publikum im Hôtel Vaudreuil geschehen zu lassen.

Die Gräfin Diane, die vor kurzem auch Ehrendame der Gräfin von Artois geworden war, hatte auch aus diesem Kreise her für die Hochzeit des Figaro zu wirken gewußt, um die tiefe Abneigung, welche der König gegen diese von ihm als regierungsfeindlich betrachtete Komödie gefaßt, allmählich ableiten und überwinden zu helfen. Es war plötzlich Parteisache dieses Theils der Hofgesellschaft geworden, in einer Angelegenheit, in welcher der König sich offenbar zu engherzig und schwarzsehend bewiesen, sich aus Opposition gegen ihn freisinnig zu zeigen und der öffentlichen Meinung eine Art von Zugeständniß zu machen. Die kecke und muthwillige Gräfin Diane, dieselbe, welche ihre Sympathieen für Benjamin Franklin und die amerikanische Freiheit in so auffallender Weise hatte spielen lassen, war nun auch für die Freiheits-

komödie des Beaumarchais in die Schranken getreten, und ihren liebenswürdigen Umtrieben war auf keiner Seite leicht zu widerstehn.

Vor Beginn der Aufführung standen die beiden Gräfinnen von Polignac, umgeben von einem auserlesenen Kreise ihrer Freunde und Bewunderer, in dem Musiksaal, wo sich eine eifrige Unterhaltung entsponnen hatte. Das vertrauliche Gespräch wurde zum Theil leise geführt, denn es betraf die Angelegenheit des Tages, nämlich die öffentliche Darstellbarkeit der Hochzeit des Figaro, in ihren geheimsten und gefährlichsten Beziehungen.

Ich stehe für alle übeln Folgen ein, die sich aus der heutigen Aufführung für Sie ergeben könnten, lieber Marquis, sagte die schöne Gräfin Jules von Polignac, im stolzen Gefühl ihrer neuen bedeutsamen Stellung, welche sie seit dem vergangenen Winter bei der Königin Marie Antoinette erlangt hatte.

Ich bin nicht unruhig über die Folgen, sagte der Marquis von Vaudreuil mit einer seiner zierlichsten und respectvollsten Verneigungen gegen die Gräfin. Aber mir fängt doch bereits mein Gewissen etwas zu schlagen an, und ich meine, Herr von Beaumarchais hätte wenigstens einige der Anstößigkeiten entfernen sollen, welche der König an seiner Komödie mit so entschiedenem Unwillen bemerkt hat.

Herr von Beaumarchais ist eigensinnig, er wollte nun einmal nicht, erwiederte die Gräfin Polignac, indem ihr bezauberndes Lächeln die ganze Reihe ihrer blendend schönen Zähne sehen ließ. Wenn das Stück aber hier einmal gespielt worden, und so gewiegte und angesehene Hofleute, wie Ihr, Herr von Vaudreuil, oder dort unser liebenswürdiger Schweizer-Oberst, Herr von Besenval, die jetzige Unverfänglichkeit desselben bezeugen, so wird es dem König ange-

nehm sein, von seinem früheren strengen Urtheil zurückkommen zu können. Er wird dann gewiß die Theater-Aufführung gestatten, und die Mißstimmung des größeren Publikums ist überwunden. Wir Alle haben ein gutes Werk gethan, und Ihr, Herr Marquis, erlebt von Neuem den Triumph, daß aus dem Hôtel Vaudreuil eines der ersten Meisterwerke der Nation ins Leben übergegangen.

Herr von Vaudreuil küßte ihr mit der ganzen ausgesuchten Feinheit der französischen Hofmanier dankbar die Hand.

Unter der Führung der Gräfin Jules können wir getrost in diesen Kampf ziehen, nahm der Baron von Besenval mit einer feierlichen Galanterie das Wort.

Der Oberst der Schweizer Garden war ein Mann mit schneeweißen Haaren, der sowohl durch dieses ehrwürdige Zeichen seines Alters, wie durch die eigenthümliche Treuherzigkeit und Einfachheit, die sich in seinem ganzen Wesen ausdrückte, den Vorzug genoß, namentlich von den Damen zum Vertrauten erwählt zu werden. Diese Vertrauten-Rolle hinderte ihn jedoch nicht, auch in das Gebiet der galanten Abenteuer hinüberzuschweifen, denen er ungeachtet seiner weißen Haare sehr leidenschaftlich ergeben war, und seine eifrigen Bemühungen bei der Gräfin Julie von Polignac schienen nicht minder diesen äußerst entzündlichen Charakter an sich zu tragen.

Es ist wahr, wir sind hier als Verschworene versammelt, begann die Gräfin Polignac wieder mit jener reizenden natürlichen Heiterkeit, die ihrem Wesen so viel Unwiderstehliches verlieh. Aber daß wir dabei den braven, guten Oberst der Schweizer Garden unter unsern Fahnen haben, kann uns, dünkt mich, am meisten mit der Moralität unseres Unternehmens aussöhnen. Der liebe Herr von Besenval, hat er uns nicht neulich

erst den Kuhreigen seiner Heimath mit hellen Thränen in den Augen vorgesungen? Und wenn er uns mit seinem großen Erzähler-Talent von den Bergen seines Geburtslandes vorplaudert, bricht nicht dann seine edle Seele ganz aus ihm hervor, und sein Herz selbst erscheint uns wie eine idyllische Alpenwirthschaft, in der Butter und Käse und Gefühle auf die wunderbarste Art ineinanderschwimmen. Wenn ein solcher Biedermann mit uns für die Hochzeit des Figaro conspirirt, so können wir uns wohl selbst für geborgen halten.

Ein lautes Gelächter der Umstehenden folgte diesen drollig vorgebrachten Aeußerungen, in denen der Baron von Besenval, wie immer, ohne den Spott zu ahnen, vielmehr einen ächten Ausdruck ihrer, seinen Huldigungen günstigen Gesinnung zu erkennen schien. Er stellte sich ihr deshalb mit einem entzückten Gesicht gegenüber, und betrachtete sie lange mit stummen Seufzern, was die Heiterkeit, die in dieser Gruppe der Gesellschaft zu herrschen anfing, immer lauter steigerte.

Die Gräfin Jules von Polignac war keine Schönheit ersten Ranges, aber sie übte die große Wirkung, welche sie durch ihre Person machte, durch den Zauber ihrer natürlichen Anmuth und einer durch die wunderbarste Einfachheit glänzenden Erscheinung aus. Durch diese eigenthümliche Anziehungskraft hatte sie auch das ganze Herz der Königin für sich gewonnen, als sie im letzten Winter, angezogen durch die glänzenden Ballfeste des Hofes, zuerst am Hofe von Versailles erschienen war, und sie auf die verwunderte Frage der Königin, warum sie nicht schon früher am Hofe gesehen worden, ganz unbefangen und froh geantwortet hatte, sie sei arm, und habe sich immer vor dem Aufwand dieser Feste gefürchtet. Aber als sie darauf der Königin, die einen wahren Freundschafts-

und Seelenbund mit ihr zu schließen anfing, unentbehrlich geworden, und zu ihrer täglichen Gesellschaft sich auserkoren gesehn, war sie noch immer dieselbe einfache und natürliche Erscheinung geblieben, die nur schmucklos sich darzustellen liebte, und nur durch die Grazie ihres frischen und heiteren Wesens wirkte.

In diesem Augenblick waren auch Mirabeau und Chamfort in den Saal getreten, und standen am Eingang desselben still, um die Gesellschaft, die sich heut für das bevorstehende Schauspiel versammelt hatte, erst ihren allgemeinen Umrissen nach zu prüfen.

Wir sind sehr früh gekommen, bemerkte Mirabeau, nachdem er seine unruhigen Blicken überall hatte umherfliegen lassen. Erst das geputzte Hofgesinde, das heut etwas Absonderliches im Schilde führt, befindet sich auf dem Platze. Und mich beherrscht eine fürchterliche Ungeduld, die alle meine Glieder krampfhaft anspannt. Ich wollte, diese verwünschte Komödie nähme erst ihren Anfang, damit auch wir unsere Intrigue schürzen und ich Gewißheit über das glückliche Entkommen Henriettens habe.

Dazu werden wir erst einige Acte des Figaro von Beaumarchais mitansehn müssen, erwiederte Chamfort mit seiner spöttischen Ruhe. Aber ich bitte Dich, blicke doch noch ein wenig umher, und blättere mit Deinen scharfen Augen in dem Buch dieser Gesichter, das hier vor uns aufgeschlagen liegt. Sieh, die Leutchen dort sind über die Maaßen lustig, und lachen, als wenn ihnen die ganze Welt noch lange gehören würde. Huh, das ist ein flatternder Bienenschwarm von Höflingen, alle summen nur süßen Honig, und es ist ordentlich eine Freude zu sehn, wie sie mit ihrem eigenen Verderben spielen und gaukeln. Denn diese Komödie des Beaumarchais, von der ich sie eben sprechen höre, mag nun viel oder wenig taugen, so

drückt sie doch die ganze Verderbniß dieses Völkchens wie in einem scharfen Spiegelbilde aus. Und nun betrachte Dir die Gräfin Jules von Polignac, und bewundere diesen fast täuschenden Anstrich von Unschuld und Naivetät, den sie sich in ihrer ganz neuen Art von Koketterie zu geben weiß!

Diese Frau ist nicht so übel, entgegnete Mirabeau, flüchtig hinüberblickend. Aus ihren schönen braunen Augen spricht ein empfänglicheres Herz, als der erste Stallmeister Seiner Majestät, Herr von Polignac, zu befriedigen im Stande sein wird. Aber freilich liegt auch in ihrem ganzen Wesen die große Seichtigkeit ausgedrückt, welche in diesem vertrauten Hofcirkel der Königin jetzt heimisch geworden, und zu der die gute Gräfin Jules den Ton angegeben hat. Der Geist ist gänzlich verbannt aus diesem Kreise, und man jagt sich mit dem Bonmot des Tages, mit den kleinen, scandalösen Anecdoten vom Hofe und aus der Stadt, oder mit der neuesten Chanson, deren Refrains man auf das Muthwilligste und Zweideutigste anwendet, Tag für Tag herum. Das ist jetzt der vertraute Zirkel Marie Antoinette's, von dem sich, wie ich höre, die geistreiche Prinzessin von Lamballe fern zu halten sucht, zur großen Betrübniß der Königin, die gern eine Freundschaft zwischen der Lamballe und der Polignac hätte entstehen sehn.

Was geht denn Dich, den Grafen Mirabeau, der Geist bei den Frauen an? erwiederte Chamfort, ihn neckend. Wie oft haben wir uns über dies Capitel gestritten, und Du hast mir nie zugeben wollen, daß auch der Geist einen eigenthümlichen Reiz an den Frauen bilden könne. Und nun genügen Dir plötzlich alle die schönen Körper in der Gesellschaft der Königin nicht, und Du verlangst Geist in der Umgebung der naiven Oesterreicherin, die auf dem Throne Frankreichs sitzt.

Und nun sieh' nur noch einmal hin, kann es etwas Ueppigeres geben, als diese Gräfin Jules von Polignac gerade in ihrer raffinirten Einfachheit, die bei ihr als der eigentliche Teufel der Koketterie wirkt.

Du berührst da eben den Grund, weshalb ich auf Geist bei ihr dringe, sagte Mirabeau lachend. Denn kann es ein Mann mit einigermaßen lebhaften Sinnen aushalten, eine Frau vor sich zu sehen, die stets im Negligé einhergeht, wie es diese Frau von Polignac grundsätzlich thut? Betrachte sie nur auch heut, wo alle andern Damen um sie herum in dem prachtvollsten und künstlichsten Putz dastehen. Ihr Anzug ist heut wieder nichts, als ein Negligé, geschmackvoll, frisch, duftig, aber wie zufällig und absichtslos um die reizenden Glieder geworfen, ja ohne jede Sorgfalt an ihr befestigt. Kannst Du Dir denken, Freund, daß mich das wunderbar nachlässige Gehänge einer solchen Toilette zur völligen Verzweiflung bringen kann? Eine Frau, welche die Courage hat, immer in einer Art von Negligé zu erscheinen, fordert jeden Augenblick zu einem verliebten Angriff gegen sich heraus. Nicht einmal Diamanten trägt sie, welche die Aufmerksamkeit von dem schönen Körper ablenken könnten. Wäre sie daher wenigstens so geistreich und gelehrt, wie die französische Akademie, deren Mitglied Du zu sein die Ehre hast, mein guter Chamfort, so würde man in der Unterhaltung mit ihr doch auf andere Gedanken kommen können, als dies Negligé, das der Mutter Natur so nahe steht, wenigstens bei mir zuläßt.

Chamfort brach in ein lautes Gelächter aus, in welches auch Mirabeau fröhlich einstimmte, so daß Beide jetzt mit besserer Laune als zuvor weiterschritten, um die in den anderen Salons versammelte Gesellschaft zu betrachten.

Wahrhaftig, da ist auch Diderot! rief Chamfort

plötzlich, indem er auf eine Gruppe hindeutete, in deren Mitte eine hohe imposante Mannesgestalt mit schönen anziehenden Gesichtszügen erblickt wurde. Ich wollte es dem Marquis nicht glauben, daß Diderot heut Abend bei ihm sein würde, denn wir wissen, wie leidend er ist, aber er hat den theueren Encyclopädisten wirklich auf die Beine zu bringen gewußt. Es ist doch zugleich ein Talent, das ein solcher Marquis besitzt, die Leute in seinen Salons zusammenzubringen. Und sieh, da ist auch der alte liebenswürdige Baron von Holbach, auf dessen treuen Freundesarm Diderot sich in diesem Augenblick so herzlich lehnt.

Sie schritten näher, und Diderot war kaum der beiden Freunde ansichtig geworden, als er sich mit großer Beeiferung ihm entgegenwandte, und den ihn umringenden Kreis durchbrach, um sie begrüßen zu können. Besonders war es Chamfort, dem er mit sichtlicher Vorneigung die Hand schüttelte.

Ihr seht mich blos darum noch einmal vom Tode auferstanden, um die Hochzeit des Figaro von Beaumarchais kennen zu lernen, sagte Diderot mit seinem wohlklingenden Organ, das durch Alter und Krankheit kaum etwas von seinem vollen mächtigen Orgelton eingebüßt hatte.

Diderot stand in seinem einundsiebzigsten Jahre, und wäre noch vollendet schön zu nennen gewesen, wenn nicht die vielfachen körperlichen Leiden, denen er in der letzten Zeit ausgesetzt war, und die kaum noch Hoffnung zu seiner längeren Erhaltung übrig gelassen, die mächtige Gestalt seit Kurzem bedeutend gebeugt und mit allen Zeichen der Hinfälligkeit bedeckt hätten. Doch brannte in den selten schönen großen Augen noch immer das ungeschwächte Feuer seines Geistes, sowie um seine anmuthigen feinen Lippen der Reiz der Beredtsamkeit spielte, die bei Diderot auch im gewöhn-

lichen Gespräch mit einer beispiellosen und unaufhaltsamen Fülle sich zu ergießen pflegte.

Ich sehe dort einen einsamen Winkel, wo wir uns ein wenig zusammen niederlassen könnten, sagte Diderot, indem er am Arme Holbachs zu einem in der Ecke des Salons befindlichen Divan hinschritt. Mirabeau und Chamfort folgten ihm, von einem freundlichen Wink seiner milden, herzensguten Augen dazu eingeladen.

Es ist traurig und kränkend, sagte Mirabeau leise zu Chamfort, den in sich zusammenfallenden Heros zu sehn, den alle Stärke seines Geistes doch nicht vor diesem Tribut an die Nichtigkeit schützt! Sieh, wie er wanken und schleichen muß, und das ist Diderot, der große Kopf, der die Franzosen gelehrt hat, daß Alles nur Materie in der Welt ist, daß man sich nur an die Natur halten kann, und daß Gott eine zähnefletschende Erfindung der Pfaffen sei. Und neben ihm der nicht minder berühmte Baron Holbach, der sich zwar noch einigermaßen aufrecht hält, denn er ist sein Lebtage zugleich ein guter Gourmand gewesen, und man hat ihn sehr bezeichnend den maître d'hôtel unserer philosophischen Gottesleugner genannt. Und diese beiden Alten, die das Système de la Nature zusammen geschrieben haben, zwei Riesen des Geistes, wie schwanken sie jetzt hinfällig und greisenhaft vor uns her, und was haben wir Jüngeren wohl schon aufzuweisen, Chamfort, um uns ihrer Nachfolge würdig zu machen?

Diesen beiden Titanen werden wir schon allmählig und mit aller Grazie nachschlittern, sagte Chamfort lustig. Der gute, liebenswürdige Diderot, seine Zeit ist dahin, aber er hat doch Einiges von seinem Leben gehabt. Hätte er nicht den tollen Streich gemacht, die Kaiserin Katharina von Rußland wie eine Gri-

sette zu behandeln, die man in der vertraulichen Unterhaltung auch einmal in die Lenden kneifen darf, und der man ein zweideutiges Quatrain in die Ohren flüstert,*) so würde er sich die glänzendste Stellung in Petersburg geschaffen haben. Mir hat dies immer ausnehmend von ihm gefallen, denn wenn er auch mit der Ungnade der Czarina wieder abziehen mußte, so war es doch immer eine höchst tendenziöse Schäkerei, die der Philosoph mit der Kaiserin sich erlaubte, und die ein vortreffliches Titelblatt abgiebt zu dem Zeitalter der Freiheit und Gleichheit, das hoffentlich bald erscheint.

Diderot und Holbach hatten jetzt auf dem Divan Platz genommen, und Mirabeau und Chamfort setzten sich auf den beiden zur Seite stehenden Lehnstühlen neben ihnen nieder.

O Du, den ich hier erblicke, und erst jetzt recht erkenne, Du bist ja Graf Mirabeau, der, wie ich einst, auf dem Schloßthurm in Vincennes gesessen und dort über die Zukunft Frankreichs nachgedacht hat! nahm Diderot in seiner pathetischen und leicht zu Apostrophen geneigten Redeweise das Wort.

Mirabeau verneigte sich, und drückte die Hand, welche ihm Diderot dargereicht hatte, mit einer ehrfurchtsvollen Innigkeit.

Es war für mich ein verhängnißvoller Augenblick, fuhr Diderot nun redselig fort, als man mich damals plötzlich nach Vincennes schleppte, wobei die Nachforschung nach meinen neuesten Schriften, die ich theils eben vollendet, theils unter der Feder hatte, den Hauptgrund abgab. Ich wurde zugleich mit einigen Correcturbogen unserer Encyclopädie verhaftet, die eben frisch auf meinem Tische lagen. Besonders aber wollte man

*) Mémoires de l'Abbé Georgel II. 240.

eine kleine Erzählung von mir heraus haben, welche ich damals unter dem Titel die weiße Taube geschrieben und im Kreise meiner Freunde öfter vorgelesen hatte. Es ist wahr, in dieser poetischen Kleinigkeit fehlte der Stachel nicht, und es konnte darin Manches auf den König Ludwig XV., auf Frau von Pompadour und die Minister gedeutet werden. Aber das Manuscript war bei mir nicht mehr zu finden, und ich erklärte dem Polizeiminister, daß ich mich dieser Improvisation nicht mehr zu entsinnen wüßte. Dennoch brachte ich gegen vier Monate in Vincennes zu, und schrieb dort mit einer Feder, die ich mir aus einem alten Zahnstocher geschnitzt, und mit einer Tinte, die ich mir aus einem in Wein aufgelösten Schieferstein gefertigt, Betrachtungen über meine Situation nieder. Ein Exemplar von Milton's Verlorenem Paradies, das ich zufällig in meiner Tasche getragen, mußte mir den Rand seiner weißen Blätter dazu hergeben, und mit meinen Reflexionen über meine Person, über Freiheit und Vaterland, verknüpfte ich zugleich meine kritischen Glossen über das Verlorene Paradies. Aber was sind diese bunten Arabesken meiner Gefangenschaft gegen die großartigen Werke, die mein geistesverwandter Nachfolger in diesem Kerker niedergeschrieben hat. Euere dort entstandene Schrift, Graf Mirabeau, über die Verhaftsbriefe und die Staatsgefängnisse, ist ein Meisterwerk ihrer Art, dem ich das eifrigste Studium gewidmet habe. Besonders hat es mich gefreut, daß Ihr diese ganze Angelegenheit nicht blos politisch, sondern auch im Interesse der Gesellschaft aufgefaßt habt. Glaubt mir, einem alten Wahrsager, der bald sein letztes Wort ausgespielt haben wird, die Politik wird bald nur eine gleichgültige Nebensache bei den neuen Ideen sein, welche sich jetzt durch die Welt hervordrängen. Es kommt bei Allem einzig und allein auf

das sociale Wesen der Menschheit an, und das höchste Gut, wonach die Völker streben, wird in seiner blos politischen Verwirklichung immer nur zweifelhaft und trügerisch erscheinen. Die Frage der Könige wird an die Reihe kommen, aber sie wird vielleicht nicht eher vollständig entschieden werden, als bis die Frage über die Gemeinschaft der Güter, die viel wichtiger ist, gelöst sein wird.*) Denkt an mich, denkt an Diderot, der im letzten Abendsonnenschein seines Lebens klarer und weiter in die Zukunft ausschaut. Das Wort unseres großen Jean Jacques Rousseau: daß die Früchte der Erde Allen gehören, die Erde aber Niemanden, wird doch einst den ganzen Völkerkampf der Zeiten entscheiden. Darum interessirt mich Alles, was ich von dem neuen Stück des Herrn von Beaumarchais höre. Denn um zu zeigen, wie faul der Staat ist, fängt er damit an, daß er in seiner Komödie der Gesellschaft zu Leibe geht, und die allgemeine Lüge und Verderbtheit aufzeigt, in der sich die Menschen auf dem socialen Boden gegenüberstehen. Ich bin darum in der That neugierig, wie der ehemalige Harfen- und Guitarrenlehrer, der die Prinzessinnen-Töchter Seiner Majestät Louis XV. unterrichtete, diese erhabene und durchaus sittliche Aufgabe zu lösen vermocht hat. Ich werde mit den Ohren der Vergangenheit und der Zukunft zugleich zuhören, denn solche Leute, wie Beaumarchais, sind der prophetische Zehen der kranken Zeit, in dem es zuerst juckt, wenn das Wetter sich zu verändern beginnt oder wenn Regen und Stürme sich in der Luft erheben wollen. Oh, es ist stets eine Eigenheit meiner Natur gewesen, daß ich mich dann immer am wohlsten befunden, wenn draußen in der Nacht heftige Winde und Regengüsse tobten, wenn der Sturm

---

*) Mémoires de Condorcet. II. 12.

an die Fenster schlug und die Bäume in meinem Garten krachend umdrehte. Dann vergrub ich mich mit süßer Zufriedenheit in den Kissen meines Bettes, und dachte oft bei mir: wartet nur, die ächten Stürme werden einst noch kommen, Stürme, wie sie noch kein Geschlecht erlebt hat, aber Diderot wird sich dann ihrer nicht mehr freuen können, sondern er wird dann in seinem Todesschlaf liegen, der ewiger ist als das Firmament, und tiefer und fester als Himmel und Erde!

In diesem Augenblick näherte sich ein Mann von mittlerer Größe, der etwas auffallend Unruhiges und Bewegliches in seinem ganzen Aussehen hatte, mit hastigen Schritten der Gruppe, und unterbrach, indem er sich vorstellte und mit einigen verbindlichen Worten die Anwesenden begrüßte, den berühmten Redefluß Diderot's.

Es war der Verfasser der Komödie, Baron de Beaumarchais, ein Mann von einigen funfzig Jahren, in dessen hellen, blitzenden Augen der Ausdruck einer überlegenen Klugheit und eines durchdringenden Verstandes lag, während seine Physiognomie zugleich durch eine schelmische Verschlagenheit charakterisirt war, die beim ersten Anblick nicht gerade ein besonderes Vertrauen erwecken konnte. Er war eben erst in den Saal eingetreten, nachdem er sich bisher hinter der Bühne befunden zu haben schien, um die noch nöthig gewesenen Vorbereitungen der Aufführung zu leiten, deren Beginn er jetzt anzukündigen kam.

Es ist ein wahres Glück, sagte Chamfort zu Mirabeau, daß Beaumarchais gekommen ist, denn ohne seine Dazwischenkunft würde Diderot nicht aufgehört haben zu sprechen. Mir selbst ist es noch nie gelungen, die „goldene Zunge Diderot's“ wie man sie so schön genannt hat, durch eine geschickt dazwischen geworfene Bemerkung zu unterbrechen. Ich erinnere

mich noch, wie dies einst den Abbé Raynal in einer Gesellschaft bei Madame Geoffrin in Verzweiflung brachte. Der Abbé hatte auch den Kitzel fortwährend zu sprechen, und als er den unaufhörlich wogenden Redestrom Diderot's nicht mehr aushalten konnte, sagte er, mich bei Seite ziehend, mit pfiffiger Wehmuth: Wenn er nur ein einziges Mal speien, husten oder schnauben muß, dann ist er verloren, denn dann ergreife ich das Wort.

Beaumarchais übernimmt also diesmal die Rolle des Speichels, durch den Diderot das Wort verloren hat, bemerkte Mirabeau, indem er mit sichtlichem Unmuth auf den Verfasser der Hochzeit des Figaro hinblickte. Auf mich hat er beständig in dieser Eigenschaft gewirkt. —

Man brach indeß jetzt von allen Seiten auf, um in den prachtvollen und geräumigen Theatersaal des Herrn von Vaudreuil sich zu begeben. Die zahlreiche Gesellschaft hatte bald ihre Plätze eingenommen, und sah mit sichtlicher Spannung dem Emporrollen des Vorhangs entgegen.

Das Stück wurde von den Schauspielern des Théâtre français gespielt, an welche die Rollen schon bei der zuerst beabsichtigten, aber durch das Verbot des Königs getroffenen Vorstellung vertheilt gewesen waren.

Die Komödie begann rasch mit dem halb drolligen, halb unheimlichen Gespräch zwischen Susanne und Figaro, die sich im Hinblick auf ihre bevorstehende Hochzeit mit dem Gedanken beunruhigen, daß von dem alten feudalen Recht des Grundherrn bei Hochzeiten seiner eingesessenen Gutsleute auch jetzt noch die Rede sein könne, und daß Graf Almaviva das Herren-Recht einer gewissen vorgängigen Nutznießung bei der Hochzeit Susannens auszuüben beabsichtige. Kaum

hat man geahnt, auf welchem unterhöhlten und schlüpfrigen Boden hier alle Verhältnisse stehen, und daß das Schloß des Grafen Almaviva nur ein prismatisch zusammengedrängtes Rundbild aller faulen Schäden der Gesellschaft ist, so erscheint der Page Chérubin, um Susannen sein Leid zu klagen, daß ihn der Graf aus dem Schlosse zu jagen beabsichtige, theils aus Eifersucht, weil der verliebte Knabe sich in die Gunst der Gräfin selbst einzudrängen gewußt, theils auch gewissermaßen im Interesse der Schloßordnung, denn Monsieur Chérubin umschwirrt wie ein muthwilliger Käfer alle Frauenzimmer des Schlosses, und der Graf hat ihn erst gestern Abend bei der Gärtnerstochter gefunden. Jetzt eben ist er in Begriff, mit seinen schelmischen Artigkeiten gegen Susanne handgreiflich zu werden, als Graf Almaviva sich an der Thür hören läßt. Der Page wird schleunigst hinter den Lehnsessel versteckt und der Graf tritt bei Susannen ein, mit der er sich kaum in eine zärtliche und jenes alte feudale Recht berührende Unterhaltung eingelassen, als man Bazile's Stimme draußen vernimmt. Der Graf sucht den Versteck, welchen sein Page schon inne hat, und Chérubin kriecht, ohne gesehen zu werden, in den Lehnsessel selbst hinein, worin er sich zusammenkauert, während ihn Susanne mit einem ihrer Kleidungsstücke zudeckt.

Die jetzt folgende Scene, wo der Graf in seinem Versteck von den Liebesfrechheiten Chérubins bei seiner Gemahlin erzählen hört, und vor Zorn und Ungeduld hervorspringt, worauf er bald auch den Pagen im Lehnstuhl entdeckt und ihn ziemlich unsanft auf seine Beine stellt, lockte der Versammlung zuerst durch die überraschende Eigenthümlichkeit der Situation und den vieldeutigen beziehungsreichen Hintergrund derselben rauschende Beifallszeichen ab. Viel Heiterkeit verbrei-

tete dann der Zug der feierlich gekleideten Bauern, Bäuerinnen und Dienstleute, an deren Spitze der um seine Hochzeitsnacht besorgte Figaro erscheint, um den Grafen in einer massenhaften Petition zur großmüthigen Verzichtleistung auf jenes gutsherrliche Recht zu bestimmen. Dadurch, daß auch die Gräfin selbst erscheint und sich diesen Bitten anschließt, spitzt sich die ganze Scene in der wunderlichsten Pointe zu, und mit einer halb erstaunten, halb aufgeregten Stimmung, wie man sie kaum noch vor einer Komödie empfunden zu haben sich erinnerte, sah man den Vorhang am Actschluß fallen. —

Ist das nicht eine ganz vermaledeite Sippschaft, mit der uns der Dichter da bekannt macht? sagte Chamfort während des Zwischenacts leise zu Mirabeau. Sie hängen in ihren Sünden und Fehlern alle wie die Kletten zusammen, Jeder will den Andern ausbeuten und mißbrauchen, und es wird am Ende nur auf die Entscheidung hinauskommen, wer von Allen der am meisten Schuldige ist, und somit der eigentlich Strafe verdienende Theil sein wird? Danach wird sich überhaupt die Moral in dem heutigen Gesellschaftszustande abmessen. Im Grunde sind Alle Schuld daran, daß es so weit gekommen ist. Ja, Mirabeau, diese Komödie regt in der That bereits die Frage an: wen wird man einst verurtheilen? wen wird man freisprechen? wen wird man laufen lassen?

Nun, mich dünkt, Figaro, dieser Bursche aus dem Volke, ist nicht nur der Klügste, sondern auch der Reinste von Allen! erwiederte Mirabeau nachsinnend. Es ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß dieser frische Bursch, wenn er nur so muthig und unternehmend bleibt, doch zuguterletzt die Braut heimführen wird, und zwar als sein wohlverdientes und unbeschädigtes Gut, dem man mit dem alten verrotteten

Herrenrecht nicht mehr beizukommen vermocht hat. Figaro ist jedenfalls der ehrlichste Schelm, und dies ist überhaupt die Situation des Volkes den Mächtigen und Gewalthabern gegenüber, die, was ihnen durch kein Gesetz der Natur zugesprochen ist, als ihr Eigenthum verwirthschaften und dem rechtmäßigen Besitzer vor der Nase hinweggenießen wollen.

Auf anderen Plätzen des Saals wurden verschiedenartige Bemerkungen gewechselt. Sehr sinnig hat der Dichter die Gräfin anzulegen verstanden, äußerte die Gräfin Diane von Polignac, die am meisten auf ein ästhetisches Urtheil Anspruch zu machen pflegte, zu ihrem Nachbar, dem Schweizer-Obristen Herrn von Besenval. Die Gräfin ist ein ächt aristokratisches Lichtbild auf diesem dunkeln schlammigen Lebensgrunde. Sie ist ganz offenbar die eigentlich Reine und Unschuldige in der Gesellschaft, und obwohl sie sich von ihrem treulosen, nach Cavalier-Manier ausschweifenden Gatten verletzt und hintergangen sieht, so bleibt sie doch edel, gehalten, und nur nach Erneuerung ihres Liebesbundes mit ihm strebend. Man wird ihr doch die unschuldige Spielerei mit dem Knaben Chérubin nicht als etwas Arges auslegen wollen? Oh, wenn das Herz schwer und betrübt ist, erfreut man sich wohl plötzlich einmal eines gaukelnden Schmetterlings, der uns an der Schulter vorbeiflattert, und hascht auflächelnd nach ihm. Aber wahrlich, nichts ist reiner, als diese graciöse Spielerei eines unglücklichen Frauenherzens!

Ich begreife nicht, wie man sich für diese Gräfin nur irgend interessiren kann, nahm die Gräfin Jules von Polignac das Wort. Sie ist zwar von nobler Abstammung, aber man merkt ihr doch noch immer an, daß sie die Mündel des Doctor Bartholo in Sevilla gewesen und im Hause eines solchen Menschen

ihre Erziehung erhalten hat. Es war eine große Ehre für sie, daß Graf Almaviva sie aus diesen plebejen Verhältnissen entführte, und ich habe deshalb den Barbier von Sevilla des Herrn von Beaumarchais stets mit der größten Genugthuung auf dem Théâtre français spielen sehen. Aber diese gute Gräfin sollte sich doch nun auch dankbarer beweisen, und wenn ein ächter Edelmann, wie Graf Almaviva, einige Schwachheiten und noble Passionen hat, sollte sie nicht wieder die dumme Gans aus dem Bürgerhause spielen und sich mit gemeinen Leuten gegen ihren Gemahl verbinden.

Der Marquis von Vaudreuil, an welchen diese naiven Bemerkungen der Gräfin Jules gerichtet waren, küßte ihr vor Entzücken darüber die Hand, und zeigte dann mit wichtiger Gebärde auf den neu emporrollenden Vorhang hin, der den zweiten Akt des Dichters ankündigte.

Dieser Act beginnt mit dem vertrauten Gespräch zwischen der Gräfin und ihrer ersten Kammerzofe Susanne, aus dem die Freunde der Gräfin im Parterre allerdings mit einiger Betroffenheit entnehmen konnten, daß die Spielerei mit dem schönen Pagen Chérubin sich ihr bereits recht tief ins Herz gefressen hat, wobei sie die Treulosigkeiten, welche ihr eigener Gemahl gegen sie begeht, gewissermaßen zu ihrer Entschuldigung nur um so härter auffaßt. Figaro und Susanne unterstützen aus Intrigue gegen den Grafen diese schon mächtig emporwachsende Leidenschaft ihrer Herrin, und man schafft ihr den noch auf dem Schlosse versteckt gebliebenen Pagen zu ihrer Unterhaltung während der Abwesenheit des Grafen herbei. Die junge hübsche Schauspielerin, welche den Pagen darstellte, sang die Couplets der Romanze, die Chérubin zur Guitarre vortragen muß, mit aller verführerischen Koketterie, die dem Herzen der Gräfin den letzten Stoß

geben muß. Dann beginnt die für die gute Gräfin schon sehr auf der Spitze stehende Auskleidungsscene, indem sie mit Hülfe ihrer Kammerzofe dem schönen Pagen Frauenkleider anlegt, bei welchem schäkerhaften Zeitvertreib es nicht ausbleiben kann, daß der junge Mensch theilweise nackt gesetzt wird. Susanne vergleicht seine schönen weißen Arme mit ihren eigenen, was die Gräfin, schon in einem Anfluge von Eifersucht, ihr verweist. Diese bedenkliche Scene wird durch die unvermuthete Rückkehr des Grafen gestört. Man versteckt den Pagen über Hals und Kopf im Cabinet der Gräfin, und der die Situation schon beargwöhnende Graf wird nun nach langem Pochen rasch hereingelassen. Die eigenthümliche Wendung, welche nun die Scene nimmt, macht den unheimlichsten und seltsamsten Effect. Die Gräfin beginnt in ihrer Angst schon Geständnisse zu machen, und obwohl sie erst vorgegeben, daß Susanne im Cabinet stecke, geht sie jedoch vor der Drohung des Grafen, die Thür des Cabinets aufzusprengen, zu Angaben der Wahrheit über, und versucht die Anwesenheit des Pagen auf das Unschuldigste zu erklären. Als aber der Graf jetzt die Thür des Kabinets öffnet, ist es Susanne, die ihm daraus entgegentritt. Die Gräfin ahnt das Kunststück, welches Susanne ausgeführt, indem sie einen freien Moment benutzt hat, um sich in das Gemach einzuschleichen, während Chérubin zum Fenster hinausgeklettert ist. Der Graf glaubt sich verhöhnt von der Gräfin, indem er ihre vorangegangene Erzählung von dem Pagen für eine Komödie hält, die sie ihm gespielt habe, um sich an seiner Eifersucht zu belustigen. Die Gräfin findet sich jetzt schnell in diese ihr dargebotene Rolle hinein. Die Flügel der Intrigue beginnen nun auch ihr plötzlich zu wachsen, und beim Aktschluß sieht man sie mit Vorbereitungen beschäftigt,

um bei dem Rendezvous, welches der Graf von Susannen im Garten begehrt hat, eine gefährliche Rolle zu übernehmen, indem sie dort in den Kleidern Susannens ihrem Gemahl erscheinen will.

Mich dünkt, Euere schöne Gräfin Rosine schlägt bereits gewaltig um, nahm Baron von Besenval bei diesem Aktschluß das Wort, indem er sich zu seiner Nachbarin, der Gräfin Diane von Polignac, wandte. Sie legt doch nun auch ihre reinen weißen Hände mitten in die schlammige Intrigue hinein, und wird bald die Aergste von Allen werden. Wenn es noch lange so fortgeht, wird sie es sein, gegen die ich den ersten Stein aufhebe. Ich kann mir wahrlich nicht helfen.

Da würdet Ihr sehr Unrecht thun, und Euch sowohl als ehrlicher Schweizer wie als anständiger französischer Cavalier an ihr versündigen, entgegnete die Gräfin Diane von Polignac mit liebenswürdigem Eifer. Ihr werdet doch zugeben müssen, daß Gräfin Rosine blos in diese Intrigue eingeht, um ihren geliebten Gemahl dadurch zu sich zurückzuführen. Es sind allerdings schlechte Mittel, aber sie wählt sie zu einem guten Zweck, und ich glaube, eine Frau darf und muß in diesem Betracht Jesuitin sein, wenn es sich um ihr Höchstes, um den Besitzstand ihres Herzens, handelt.

Ich muß Ihrem göttlichen Scharfsinn wieder mein unterthänigstes Compliment machen, bemerkte Marquis von Vaudreuil zu seiner Nachbarin, der Gräfin Jules. Sie haben richtig vorausgesehen, daß die schlechte Erziehung sich rächen wird, welche die gute Gräfin Rosine im Hause eines Doctors in Sevilla genossen.

Sehen Sie wohl, erwiederte die Gräfin mit flatterhafter Koketterie, indem sie mit ihrem Fächer die Hand berührte, diese Person schaudert nicht davor zurück, sich in die Kleider ihrer Kammerzofe zu stecken, um in dieser gemeinen Verkleidung ihren Gemahl,

einen spanischen Grand, einen Mann, der soeben zum Gesandten in London ernannt worden, zu beschämen. Wie kann es ein Mensch, der die Ehre hat geboren zu sein, auch nur einen Augenblick in den Kleidern eines Domestiken aushalten wollen. Ich habe jetzt wohl gegründete Ursache anzunehmen, daß diese Rosine keineswegs von Hause aus von nobler Abstammung ist, obwohl uns der Herr Verfasser dies im Barbier von Sevilla hat glauben machen wollen. —

Nun, wie geht es Dir, Freund Mirabeau? sagte Chamfort zu seinem träumerisch hinstarrenden Nachbar. Hat diese Komödie nicht etwas höchst Seltsames, das wunderbar und ängstlich anzieht und zum Nachdenken herausfordert? Ich werde nun auch bald mit mir einig sein, wem ich die Schuld an dem ganzen Verderben gebe. Meines Erachtens, concentriren sich die Sünden Aller doch nur in der Sünde ihres Herrn. Wenn Graf Almaviva mehr taugte, und nicht ein so nichtsnutziger, in der Willkür seiner Leidenschaften ganz zerlassener, vom Kopf bis zur Zehe egoistischer, herz- und ehrloser, erbärmlicher Schuft wäre, so würden auch die Seinigen um ihn herum nur anständige, wohldenkende, von Sünde und Intrigue freie Menschen sein. Ich glaube, Mirabeau, wir werden den Herrn für die Sünden und das Unglück seiner Diener verantwortlich machen müssen, und ist das nicht schon eine ungemein praktische Lehre, welche diese Komödie für uns in sich schließt?

Du bist ein Dichter, erwiederte Mirabeau, und natürlich mehr aufgelegt als ich, aus dieser schalen Komödie symbolische Bedeutungen herauszuklauben. Ich denke aber in diesem Augenblick in der That nur an Henriette, an das liebe Mädchen, das sich zu Hause ängstigen wird, und mein Herz klopft gewaltig der Lösung dieses Knotens entgegen. Vergiß nur nicht,

bei Zeiten aufzubrechen. Unsere Abrede ist also, daß Du Dich unmittelbar nach dem Schluß des dritten Actes während der längern Pause entfernen willst. Sobald Du wieder im Saal erscheinst, nehme ich an, daß Du glücklich zurückgekehrt bist und der Wagen mit Henrietten und dem Kinde im Hofe des Hôtels sicher geborgen wurde. Dann entferne ich mich reisefertig, und nehme auf einige Zeit von Dir Abschied, mein Chamfort!

Chamfort nickte ihm zu, ihm mit seinen treuen schönen Augen ein Zeichen des sichern Einverständnisses gebend, als der Vorhang wieder emporrollte, um den dritten Act beginnen zu lassen.

Die witzigen Pointen dieses Actes riefen oft einen enthusiastischen Beifall der Versammlung hervor. Besonders wurden die Stellen, welche gegen die Aristokratie gerichtet waren, gerade von den vornehmsten Personen der Gesellschaft mit einem wahrhaft stürmischen Händeklatschen ausgezeichnet. Entweder trat man damit dem Dichter bei, was auf eine Stimmung hindeutete, die in den Kreisen der französischen Hof-Gesellschaft seit einiger Zeit sich zu verbreiten angefangen, oder man glaubte sich gegen die schwere Wahrheit dieser Anspielungen im Vortheil zu befinden, wenn man an ihnen nur die glänzende Seite des Witzes auffaßte und sich davon belustigt zeigte. So beklatschten auch die anwesenden Staatsmänner und Diplomaten vorzugsweise die Stelle, an welcher Figaro mit seinem gesunden Mutterwitz erklärt, was eigentlich Politik sei, unter welchem Begriff er, im Hinblick auf die Zeit, die Ausübung der größten Nichtswürdigkeiten zeichnet. Graf Almaviva selbst schiebt die matte Bemerkung dazwischen: „das ist nicht Politik! das ist Intrigue!“ aber diese naive Aeußerung eines Parteigängers des Verderbens rief im Audito-

rium einen neuen Ausbruch des Gelächters und eines nicht enden wollenden Beifalls hervor. Die Gesellschaft wurde dadurch in eine Stimmung hineingerissen, deren sie sich vielleicht selbst kaum für fähig gehalten haben mochte, und in der sie, von dem raschen, pikanten, nicht zu Athem kommen lassenden Gang der Dichtung mehr und mehr beherrscht, fast wider ihren eigenen Willen sich verleitet sah, Politik zu machen. In diesem Sinne wurde dann vornehmlich die Scene aufgenommen, in welcher Graf Almaviva als Gerichtsherr in der Mitte seiner Vasallen seinen Gerichtstag abhält, um den Prozeß, den Marcelline gegen Figaro wegen ihrer Ansprüche auf seine Hand angestrengt hat, zu entscheiden. Die bodenlosen Schwächen und Nichtsnutzigkeiten des alten Gerichtswesens werden in dieser Verhandlung auf die schneidenste Weise verspottet und auf den Kopf gestellt. Dann nimmt die ganze Situation die über die Maaßen leichtsinnige Wendung, daß Figaro an einem Maal seines Armes plötzlich als natürlicher Sohn derselben Marcelline, die ihn zu einer Heirath mit ihr zwingen wollte, erkannt wird. Marcelline macht sich darauf noch in aller Geschwindigkeit zum Anwalt der gesellschaftlichen Unterdrückung der Frauen, und übernimmt die Rolle eines Chors in der Komödie. Auf den Flügeln des frivolsten Leichtsinns ist die Situation zur Höhe einer Philosophie emporgegipfelt worden.

In dem Augenblick, wo der Vorhang fiel, hatte sich Chamfort schon unvermerkt aus dem Saal zu entfernen gewußt. Mirabeau begann jetzt unruhig zu werden, denn seine Ungeduld, mit welcher er der Rückkehr seines Freundes entgegensah, steigerte sich nun von Minute zu Minute, und die peinlichsten Gedanken beschlichen ihn. Die Unterhaltung, in welche ihn jetzt der Marquis von Vaudreuil mit den Gräfinnen Po-

lignac hereinzuziehen bemüht war, scheiterte vollkommen an der unergiebigen Einsylbigkeit Mirabeau's, und der Ruf, welcher sich von seinem Talent und seiner bedeutenden Persönlichkeit schon in der Hofgesellschaft zu verbreiten begonnen, schien fast auf dem Spiele zu stehen.

So hatte der vierte Akt der Komödie begonnen, und Mirabeau befand sich kaum noch in der Lage, dem Gang der Scenen aufmerksam zu folgen. Sein Kopf kehrte sich unwillkürlich immer wieder nach der Thür zurück, in welcher er Chamfort jeden Augenblick wieder erscheinen zu sehen hoffte. Aber diese Rückkehr verzögerte sich, und Mirabeau gab sich den quälendsten Vorstellungen hin, indem er sich mit der Möglichkeit beunruhigte, daß Henriette ungeachtet der getroffenen Veranstaltungen von der Polizei entdeckt und angehalten worden sei. Während Zorn und Schmerz sich bei diesem Gedanken auf eine unerträgliche Weise in ihm mischten, fühlte er, wie sehr ihm seine neue Freundin bereits ans Herz gewachsen sei, und die Sehnsucht nach ihr ergriff ihn mit einer unwiderstehlichen Gewalt.

Der vierte Akt der Hochzeit des Figaro konnte ihn unter diesen Umständen gar nicht interessiren. Die Hochzeitsfeier für Figaro und Susanne wird begangen. Die Gräfin wird durch die Verwickelungen, mit denen Zufall, Leidenschaft und Schuld der Andern sie umstellen, schon einen Schritt weiter fortgezogen, und ist auf dem besten Wege, selbst zu einer Schuldigen zu werden. In dem Festzug der jungen Mädchen der Burg entdeckt sie eine artige Schäferin, die ihr ganz besonders gefällt, und sie kann sich nicht enthalten, dieselbe zu küssen. Man kommt dabei schon unwillkürlich auf den Gedanken, daß es ihr bewußt gewesen, wer in dieser Verkleidung des Mädchens stecke, als Chéru-

bin bereits entdeckt und durch den Grafen sehr unsanft aus der Maske herausgeholt wird. Mitten in den Hochzeitsfestlichkeiten aber wird das verhängnißvolle Rendezvous zwischen dem Grafen Almaviva und Susanne, der sich die Gräfin unterschieben will, auf die durchtriebenste und intriguenhafteste Weise festgestellt. Gegen den Grafen tritt die Conspiration immer mächtiger in die Schranken. Der tyrannische Herr Aller fängt an der Hintergangene von Allen zu werden.

Chamfort wollte noch immer nicht erscheinen, und die ängstliche Besorgniß Mirabeau's begann beim Schluß des vierten Akts den äußersten Grad zu erreichen. Die Ungeduld ließ ihn nicht mehr an seinem Platze, er stand auf und begab sich in das Vorzimmer, durch welches Chamfort zurückkehren mußte. Schon nahm der fünfte Akt seinen Anfang, und Mirabeau blieb in der Thür des Saals stehn, unschlüssig, ob er noch bleiben oder zur Erkundigung über das Vorgefallene nach seiner Wohnung eilen solle. Die Komödie hatte eben die nächtliche Rendezvous-Scene enthüllt, in welcher das ganze aufgehäufte Unheil drollig und schneidend genug zusammenbricht, und die allgemeine Fopperei losgeht, die den Schuldigen durch den Schuldigen straft, und Jeden am Ende nur das erobern läßt, was ihm wirklich zu eigen gehört und ihm nach Recht und Ordnung zukommt.

Eben hatte Figaro, im Dunkel der Nachtscene umherschleichend und sich wie in philosophischer Schwermuth in seinen Mantel einhüllend, jenen merkwürdigen Monolog begonnen, in dem er seine Betrachtungen über Schicksal, Leben und Gesellschaft anstellt, welche er mit düsterer Stimme, aber sehr lichtvollem Raisonnement an den Geburtsrang und die exclusive Stellung des Grafen knüpft. Mit diabolischer Pfiffigkeit sprach er die Stelle: „Adel, Vermögen, Rang, Ehren-

stellen, Alles das macht so stolz. Und was habt Ihr gethan für so viel Glücksgüter? Ihr habt Euch nur die Mühe genommen, geboren zu werden, und weiter nichts; außerdem seid Ihr ein ganz gewöhnlicher Mensch." *)

In diesem Augenblick fühlte sich Mirabeau von hinten leise an der Schulter berührt, und sich umkehrend, gewahrte er Chamfort, der ihm bestätigend zuwinkte und ihm zu erkennen gab, daß Alles nach Wunsch ausgeführt worden sei.

Der anhaltende Jubel, in welchen die Gesellschaft durch den Monolog Figaro's versetzt wurde, bot eine günstige Gelegenheit dar, sich unbemerkt zu entfernen. Mirabeau folgte eilig seinem Freunde durch den Vorsaal, und erst als sie auf der Treppe angelangt waren, wechselten sie einige leise flüsternde Worte miteinander.

Fast wäre die Sache verunglückt, sagte Chamfort. Die Polizei, die Dein Haus mit der Wachsamkeit eines Cerberus umstellt hält, schöpfte Verdacht gegen das allerliebste provençalische Landmädchen, mit dem ich eben in den Wagen schlüpfen wollte. Man verlangte Auskunft über die Person und wohin unsere Reise ginge. Ich zeigte, wie Du mich gelehrt hast, auf die Equipage mit dem Namen und Wappenzug des Marquis von Vaudreuil, erzählte eine lange und umständliche Geschichte, warum Dein Kind mit seiner Wärterin zu der Marquise gebracht werden solle, und schob dann Deine Henriette rasch in den Wagen hinein, indem ich bat, im Hôtel Vaudreuil selbst weitere Nachfrage zu halten. Die abscheulichen Polizeinasen hätten mich doch beinahe geängstigt, denn Du weißt, mir vergeht die Luft, wenn ich mit der Polizei nur

*) Le Mariage de Figaro Acte V. Sc. III. „Vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus: du reste homme assez ordinaire."

in die geringste Berührung gerathe. Nun aber sind wir wohlbehalten hier, und Henriette bangt Dir mit Sehnsucht entgegen. —

Chamfort führte seinen Freund an den in der Remise verborgen gehaltenen Wagen, und Mirabeau schwang sich rasch hinein, indem er Henriettens Lippen, die sich eben zu einem Aufschrei der Freude öffnen wollten, mit seiner Hand verschloß. Der kleine Coco lag auf ihrem Schooß, und schlummerte fest.

Chamfort stand noch einen Augenblick an dem Wagenschlag und sprach seine herzlichen Wünsche für die Reise aus. Dann machte er sorgsam auf den englischen Paß aufmerksam, den er in einem Portefeuille in die Hände Mirabeau's gegeben und empfahl Henrietten, ihre Umkleidung, zu der sich Alles im Wagen niedergelegt finde, sobald als möglich vorzunehmen, weil sie nun ihrem Paß gemäß für die englische Bonne zu gelten habe. Henriette drückte ihm dankend die Hand, und schüttelte dieselbe in ihrer innigen und freimüthigen Weise recht lange und angelegentlich.

Und nun Adieu, mein Freund Chamfort! sagte Mirabeau, ihn umarmend. Grüße mir dort oben alle die Almaviva's im Saal, die ich nun auf eine Zeitlang verlassen muß. Ich fürchte, durch eine leichtsinnige Komödie bessern sich die Almaviva's nicht, und wir werden bald in Frankreich ein viel ernsteres Spiel daraufsetzen müssen. Ich werde Dir schreiben, Freund, wie es damit in England steht. Denn wenn ich dort bin, werde ich natürlich auch etwas die englische Freiheit studiren. Adieu, ich liebe und verehre Dich, Chamfort. Liebe mich auch ein wenig. —

Der Wagen rollte fort. Binnen Kurzem hatte er sein Ziel erreicht. Am Fuße des Montmartre hielt an der verabredeten Stelle der Reisewagen, der jetzt

mit der Equipage des Marquis von Vaudreuil vertauscht werden sollte, und an dessen Schlag schon der Secretair Hardy und der Kammerdiener zum Empfange Mirabeau's bereit standen. Auch Miß Sarah, die einen untrennbaren Bestandtheil der Familie Mirabeau's ausmachte, befand sich unter den seiner harrenden Reisegefährten, und gab dies Glück jetzt durch ein fröhliches Bellen und Winseln, mit dem sie die Ankunft ihres Herrn verkündigte, zu erkennen.

Die Karawane ordnete sich jetzt, um sich dann ungesäumt in Bewegung zu setzen. Mirabeau hob Henrietten in den Wagen, die alle Mühe hatte, den kleinen Coco, der durch das Bellen des Hundes erweckt worden, zu beruhigen. Neben dem Kutscher hatte der Secretair seinen Platz eingenommen, und der Kammerdiener war hinten auf den Wagen gestiegen. So schlug der wohlbesetzte Reisewagen nun die vom Mondschein lustig erhellte Landstraße nach Brüssel ein.

---

## III.

## Ein Spaziergang durch London.

Mirabeau befand sich mit seiner Freundin Henriette seit mehreren Tagen in London, und hatte seiner Gewohnheit gemäß eine sehr geräumige und theure Wohnung bezogen, die in einer der vornehmsten Straßen des Westend lag, und die Geldmittel, welche Mirabeau aus der in Brüssel erhobenen Erbschaft Henriettens besaß, sehr bedeutend in Anspruch nahm.

Es war ein schöner Sommertag, und Mirabeau, der einige Geschäftsgänge durch die Stadt zurückgelegt hatte, war früh zurückgekehrt, um seine liebenswürdige

Freundin, die seit ihrer Ankunft in London das Zimmer noch nicht verlassen, zu einem Spaziergang mit ihm zu bestimmen. Er hoffte, daß das herrliche Wetter, welches draußen eine balsamische Luft über die Straßen und Plätze Londons verbreitete, der durch die Reise angegriffenen und sehr leidenden Gesundheit Henriettens die förderlichste Arznei bieten werde.

Henriette nickte ihm freudig zu, indem auf ihre blassen Wangen, die den Ausdruck eines ernsten Unwohlseins trugen, einen Augenblick ihre liebliche frische Röthe zurückkehrte. Sie erhob sich rasch von ihrem Sitz, auf dem sie mit einer Handarbeit beschäftigt gewesen, und wollte sich beeilen, ihre Toilette für die Straße zu machen, aber wehmüthig lächelnd erkannte sie, daß sie in den Anstrengungen, welche sie machen wollte, behutsamer mit sich zu Werke gehen müsse.

Ihr angegriffener Zustand rührte noch von den Mühseligkeiten und Gefahren her, mit welchen die Seereise verbunden gewesen. Zweimal waren sie auf der Ueberfahrt von Frankreich nach England im Begriff gewesen, ihren Untergang auf dem Meere zu finden. Zuerst war auf offener See ein so heftiger Sturm ausgebrochen, daß das gebrechliche Packetboot, auf welchem sie sich befanden, fast eine Beute der Winde und Wellen geworden wäre. Das zweite Mal wäre es fast ein Schiffbruch im Hafen geworden, denn als sie beinahe schon im Angesicht von London standen, war durch einen falschen Stoß, den das Steuerruder aus Versehen erhalten, und durch einen unter dem Wasser verborgen gewesenen Ankertau, das Fahrzeug in eine so gefährliche Schwankung gerathen, daß es sich schon mit Wasser zu füllen begonnen. Zu diesen erschütternden Fährlichkeiten hatte sich noch das unausgesetzte Leiden der Seekrankheit gesellt, wodurch

Henriette sich so angegriffen gefühlt, daß Mirabeau bei ihrer Ankunft in London sogleich zu einem Arzt zu schicken genöthigt war.

Armes Kind, sagte Mirabeau, ihre Hinfälligkeit betrachtend, man sieht, daß Du mit Mirabeau gereist bist, denn wann hätte ich mich wohl jemals unterwegs befunden, ohne von irgend einem Unglück oder einer Gefahr heimgesucht zu werden. Wenn ich auf der Landstraße fahre, brechen mir die Räder entzwei, auf der See genügt meine Anwesenheit, um alle Orkane des Himmels gegen mein Fahrzeug herbeizurufen. Bei jeder Kleinigkeit geht es gleich auf Leben und Tod mit mir, und in das Schicksal eines solchen Menschen bist nun auch Du mit hineingezogen, meine holde unschuldige Henriette. Ich fürchte, die Schrecken dieser Reise haben Deinem süßen, zarten Körper ernstlich etwas angethan.

Ich habe aber jetzt den Entschluß gefaßt, wieder ganz gesund zu sein, sagte Henriette, denn mein bisheriger Zustand, der mich wahrhaft verdrießt, ist für uns Alle gar nicht mehr auszuhalten. Auch sind die Aerzte hier in London zu theuer, um krank sein zu dürfen. Für jeden Besuch eine Guinee, das ist unausstehlich, und droht unserer Kasse den baldigen Untergang.

Ah, daran erkenne ich meinen liebenswürdigen Geizhals, rief Mirabeau lachend.

Mir liegt ja gar nichts an dem widerwärtigen Gelde, entgegnete Henriette, indem sie ihn mit ihren offenen zutraulichen Augen ernsthaft anblickte. Aber es kränkt mich, wenn Du Dich beunruhigen mußt, und darum wünschte ich, unsere Geldvorräthe könnten ewig reichen. Doch es sieht nicht darnach aus, Mirabeau, wir brauchen zu viel Geld, und ich habe entsetzliche Angst, daß Du plötzlich einmal wieder ganz

traurig fragen wirst: Henriette, wo ist das Geld geblieben?

Du kannst diesmal vollkommen ruhig sein, denn ich werde nächstens viel Geld einnehmen, meine gute Gräfin Yet-Lie! sagte Mirabeau zu ihr, indem er sie, wie er gern that, mit den Endsylben ihrer beiden Vornamen Henriette Amélie anredete, und ihr zugleich den Titel der Gräfin hinzufügte, mit welchem Titel sie auch von ihrer Bedienung genannt werden mußte.

Man kann doch nicht anders wie anständig leben, fügte Mirabeau nach einer Pause hinzu, während Frau von Nehra jetzt rasch ihre Toilette zu beendigen suchte. Es ist wahr, unser Geld beginnt schon wieder dahinzuschwinden, und das große Geheimniß der Ebbe, das man bei den Meeren schon immer unerklärlich gefunden hat, beherrscht auf eine noch viel unerklärlichere Weise unsere Kasse. Aber gieb nur Acht, Yet-Lie, ich habe diesmal auch für die Fluth gesorgt, denn ich habe große literarische Unternehmungen im Sinne, die mir durchaus einschlagen müssen. Ich bin heute den ganzen Vormittag in London umhergelaufen, und habe das Heer der Buchhändler unter die Fahne meines Genius gerufen. Und es wird wirken, Gräfin Yet-Lie, Du kannst Dich vollkommen darauf verlassen. Meine Schrift gegen den Cincinnatus-Orden habe ich schon untergebracht, und sie wird in einigen Monaten hier in London im Druck erscheinen. Es wird zugleich meine erste Schrift sein, bei der ich mit offenem Visir, unter Nennung meines vollständigen Namens, vor das Publikum hintreten werde. Denn es wird nun bald der Moment herangerückt sein, wo es gilt, Mann gegen Mann, Zahn gegen Zahn in dieser Zeit dazustehen. Der Verleger will mir zwar nur einstweilen ein Honorar von zehn Guineen dafür erlegen,

aber bei jeden hundert Exemplaren, die verkauft sind, erhalte ich eine bedeutende Nachzahlung, und das kann nicht fehlen, daß das Buch im Publikum einen reißenden Abgang findet. Dann habe ich einem anderen Buchhändler versprochen, Etwas über die Freiheit der Schelde-Schifffahrt zu schreiben, worüber die Holländer mit dem österreichischen Kaiser Joseph in einen Streit gerathen sind, der leicht einen europäischen Krieg zur Folge haben könnte. Ich werde freilich zu Gunsten der Holländer schreiben müssen, welche den Zoll an der Mündung der Schelde nach ihrem alten hundertjährigen Vertragsrecht erheben, und dadurch die Besitzungen Oesterreichs von dem freien Verkehr mit dem Meere abschneiden. Aber was geht mich Oesterreich an, das Oesterreich der Königin Marie Antoinette, dem wir Patrioten und Bewegungsmänner in Frankreich auch nicht das geringste Zugeständniß zu seinem Gefallen machen dürfen. An Honorar wird es freilich auch hier nur einige Louisd'or geben, aber ich werde mir dafür sehr viele Freunde in London und Paris durch meine Auseinandersetzung erwerben. Und auch sonst, Yet-Lie, blüht es in meinem Kopfe auf von literarischen Projecten, die ihre goldenen Früchte tragen werden und müssen. Es wird mir ziemlich gleich sein, was ich arbeite, aber arbeiten will ich, und sollte es eine Geographie oder chinesische Grammatik sein, das wäre mir ganz gleichgültig. Mein Secretair Hardy sitzt dort in seinem Cabinet, und muß mir den ganzen Tag Auszüge aus Büchern und Journalen machen, die ich zu einem besonderen Zweck zu verwenden gedenke. Du siehst, es kann uns nicht fehlen, und die Buchhändler werden sich bald mit den glänzendsten Anerbietungen um mich drängen.

Henriette hatte inzwischen ihre Toilette vollendet, und stellte sich nun, seinen letzten Worten durch ihr

freudiges Zunicken beistimmend, nahe vor ihn hin, um sich von ihm betrachten zu lassen und sich seiner Befehle gewärtig zu zeigen.

Nun komm, sagte er, ihr die Hände küssend und sie lange anblickend. Unter seinen Blicken schien ihre Schönheit und Anmuth von Neuem frischer zu erblühen, und ihre Wangen bedeckten sich mit einer lieblichen Röthe. Sie hing sich an seinen Arm, und schien bald ihrer Kräfte von Neuem gewiß geworden zu sein.

Der Spaziergang erstreckte sich zuerst durch einige Hauptstraßen Londons, über deren Treiben und Charakter Mirabeau seine Bewunderung in lebhaftester Weise ausdrückte, während Henriette eine Vergleichung mit Paris und Amsterdam versuchte.

Mir wird hier außerordentlich wohl zu Muthe, sagte Mirabeau, denn überall, wo mein Auge hinblickt, treffen sie auf wohlbehäbige, reinliche und menschenwürdige Zustände. Man hat hier sogleich auf der Straße die erhebende Empfindung, daß man sich in einem Lande befindet, in welchem das Volk Etwas bedeutet, und daß hier jeder Mensch die freie Entwicklung und Ausübung seiner Fähigkeiten genießt. Sieh nur allein die herrlichen Trottoirs an, auf denen wir hier so gemächlich und unbehindert einher spazieren, und die uns beweisen, daß man sich in diesem Lande auch mit den Leuten beschäftigt, die zu Fuße gehen. Dann durchfliege mit Deinen Blicken staunend diese ungeheuren Räume, die größer sind, als irgend eine Stadt der alten Welt sie aufzuweisen hatte. Es ist wahr, auch London besteht, wie jede andere große Stadt, aus diesem rechts und links sich hinbreitenden Gewinde von engen und breiten Straßen, und ist nicht mehr und nicht weniger, wie Paris oder Babylon, diese infame Kloake der menschlichen Zustände, in der

die Menschen massenweise zusammengepfercht und durch ihren eigenen Athem sich verpestend da sitzen, und in welcher der ewige Kampf der Armen und Reichen, der privilegirten Canaille und der Volks-Canaille, der Verwahrlosten und Geschändeten mit Denen, durch welche sie verwahrlost und geschändet worden sind, gekämpft wird. Aber es ist denn doch auch wieder der einzige Zauber dieser bewunderungswürdigen Reinlichkeit, die über London ausgegossen liegt, und fast gleiche Anziehungskraft für das Auge wie für den Geist hat. Dies ist das ächte Zeichen, daß sich das Volk wohl befindet, und daß es frei ist, denn seine Verhältnisse gönnen ihm Zeit und Raum, für sich zu sorgen und seine Existenz mit Genauigkeit wahrzunehmen. Ja, dies London ist eine souveraine Stadt, in der jeder Dachziegel uns davon zu erzählen scheint, daß hier eine Menschenmenge lebt, die sich durch ihre eigene Willenskraft regiert. Zwar sieht man in der aus Backsteinen aufgerichteten Stadt wenig glänzende und in einem vornehmen Stil erbaute Häuser, aber die Herrlichkeit der Stadt liegt zugleich in der Idee der Nationalität, die ihren Glorienschein darüber ausgegossen hat und Alles so wohnlich und heimlich, so sicher und selbstständig erscheinen läßt. Und als das Symbol dieser Herrlichkeit wallt die stolze prächtige Themse dahin, die Huldigung von Jedem anzunehmen scheint, der sie betrachtet, und die zu fragen scheint: womit könnt Ihr es wohl wagen, mich zu vergleichen, mich, dem der Ocean und alle Welten täglich ihren Tribut darbringen?*)

Ich werde nun bald anfangen müssen, eifersüchtig auf dies London zu werden, sagte Henriette, seinen

*) Nach einem Brief Mirabeau's in den Lettres à Chamfort p. 52.

Arm drückend. Ich mag es durchaus nicht leiden, wenn Du irgend ein Ding in der Welt so ungeheuer herausstreichst, und wäre es auch nur eine Stadt von Stein und Mauern.

Man hat Dich ja selbst in Paris für eine Engländerin gehalten, entgegnete Mirabeau lachend, und als wir zusammen über die Boulevards gingen, hörte ich oft hinter uns her: „ah, seht die schöne blonde Engländerin!“ Und auch an mir wirst Du bald Deine Freude erleben, denn wenn ich fortfahre, mich hier so wohl zu befinden, wird bald aus mir statt des Honoré-Gabriel Riquetti Graf von Mirabeau ein höchst stattlicher Jacques Rosbeef geworden sein! Dann bin ich freilich für Frankreich verloren, und es fragt sich ohnehin, ob ich diesem an seinen Hof verkauften Lande jemals werde nützen können.

Etwas so Schönes wie die Boulevards in Paris wirst Du mir doch in ganz London nicht zeigen können, sagte Henriette, indem sie in die Colonnaden der Regent-Street einbogen, und in das großartige, einem Festzuge gleichende Leben dieser Straße sich versetzt sahen, die von Schaaren wallender Fußgänger und vielfachen neben einander her sich bewegenden Wagenreihen überfüllt schien und doch keinen Augenblick eine wunderbare Ordnung und Ruhe verlor.

Hier ist mehr wie Pariser Boulevards, erwiederte Mirabeau, indem er mit einem so heitern und befriedigten Lächeln, wie es seine Gefährtin lange nicht an ihm wahrgenommen, auf dies Treiben hinzeigte. Hier sieht man Volk, hier sieht man eine Nation, die in frischen, sichern Zügen einen gewaltigen Lebensaufwand bestreitet und sich in ihrer Masse dahin wälzt, wie ein Strom, der nur seinen eigenen Gesetzen der Bewegung gehorcht. In Paris, gute Gräfin Yet-Lie, giebt es noch kein Volk, und es wird erst darauf an-

kommen, daß wir aus der trüben physiognomielosen Masse, die sich dort tief unten an den Stufen des absoluten Thrones zusammengeklumpt hat, erst ein Volk machen, ein Volk, das seine Rechte kennt und durch diese Erkenntniß erst ein lebendiges und lebensfähiges Wesen geworden ist. Was Du auf den Boulevards siehst, ist kein Volk, sondern nur die bunte Haut der Schlange, die auf der Lauer liegt, um Paris einst mit einer einzigen Bewegung seines Schweifes umzuwerfen. Was treibt sich freilich nicht Alles auf den Pariser Boulevards umher, aber statt der Nation siehst Du Intriguants und Prostituirte, Du siehst uns mißvergnügte vornehme Herumtreiber, die wir in unsern Gedanken schon darauf speculiren, daß Frankreich einmal ein Volk haben wird, und die mein Freund Chamfort die philosophischen Marquis der Epoche genannt hat. —

Das Volk sieht mich aber hier oft so höhnisch und wild an, bemerkte Frau von Nehra nach einer Pause, indem sie sich mit einiger Aengstlichkeit an den Arm Mirabeau's anklammerte.

Es war eben ein Haufen gemeiner Leute, unter denen sich einige betrunkene Matrosen befanden, an ihnen vorübergezogen, und Henriette wollte an ihren Mienen und Gebärden wahrgenommen haben, daß man gerade auf sie ein Augenmerk richtete und in irgend einer Weise Anstoß an ihrer Erscheinung zu nehmen schien.

Es scheint, daß man mich in London nicht für eine so gute Engländerin halten will, als man dies noch vor Kurzem auf den Pariser Boulevards gethan, sagte Henriette, indem sie ihren Freund auf diesen Vorgang aufmerksam machte. Ich vermuthe, daß es meine fremdartige Toilette ist, an welcher die Leute hier ihren Anstoß nehmen, denn ich bin allerdings noch ganz als Pariserin gekleidet, und scheine namentlich durch mei-

nen ungeheuer großen Federhut aufzufallen, den ich noch aus Paris mitgebracht habe.

Laß uns unbekümmert weitergehen, sagte Mirabeau. Deine Toilette werden wir noch heut auf das Beste und Schönste ändern. Darin ist das Volk hier freilich dumm. Ueber alles Fremdartige lacht es einfältig heraus, und glaubt darüber spotten zu können, weil es sich in seiner eigenen Haut so sicher und abgeschlossen fühlt. Der Pariser zeigt aber blos darin etwas mehr Bildung, daß er sich seine Albernheit nicht so leicht merken läßt.

Sie schritten weiter und Mirabeau bemerkte nicht, daß sich aus jener etwas tumultuarischen Volksgruppe, die sich über den Anblick Henriettens belustigen zu müssen geglaubt, einzelne drollige Subjecte abgesondert hatten, welche umgekehrt waren und unter allerhand possirlichen Gebärden und Ausrufungen, die das laute Gelächter der Uebrigen erregten, hinter ihnen hergeschlichen kamen.

Henriette, die immer ängstlicher zu werden anfing, bat inständigst, einen Fiaker zu besteigen. Mirabeau, der jetzt auch den sich mehrenden Trupp der Leute dicht hinter ihnen gewahrte, glaubte aber, daß es Feigheit beweisen würde, wenn man durch eine plötzliche Flucht auszuweichen suchte.

In diesem Augenblick begegnete ihnen ein Herr mit einer Dame, in welchen Mirabeau die Reisegefährten erkannte, mit denen sie auf demselben Schiffe den Uebergang von Frankreich nach England gemacht hatten. Es war ein Irländer mit einer Pariserin, welche letztere von ihrem Begleiter allem Anschein nach entführt worden zu sein schien, jedoch auf der Reise so viel Anmuth und Geist in ihrem Wesen gezeigt hatte, daß Mirabeau einiges Gefallen an ihrer Unter-

haltung gefunden, und unterwegs ein sehr lebhafter Verkehr zwischen ihnen entstanden war.

Indem man sich sehr angelegentlich begrüßte und zu gegenseitigen Erkundigungen auf der Straße stillstand, schienen die wunderlichen Straßenfiguren, von denen sich Mirabeau und Henriette begleitet gesehen, einen neuen und vergrößerten Anhalt für ihre Spottsucht gefunden zu haben. Die Pariser Dame trug denselben gewaltigen Federbusch auf ihrem Kopf, welcher der herrschenden Mode der französischen Hauptstadt entsprach, und war noch weit mehr, wie Henriette, in einer dem englischen Straßenpublikum auffälligen Toilette gekleidet.

Der Haufen, der sich angesammelt und einen Kreis um die von ihm ersehenen Opfer gebildet hatte, begann seine gefährliche Laune zuerst durch ein anhaltendes Murmeln und Flüstern, das abwechselnd in ein schreiendes Lachen ausartete, kundzugeben. Dann trat ein Mensch von tollem und verwildertem Aussehen, der eine große Trompete bei sich hatte, aus dem Haufen hervor und stellte sich mit einer taumelnden Gebärde dicht vor die beiden Damen hin, die ihn mit wahrem Entsetzen an sich herankommen sahen. Er machte aber dann ein sehr drolliges Compliment vor ihnen, wodurch er sich bereits den aufjauchzenden Beifall seiner Genossen erwarb.

Er schien ein bekannter Lustigmacher aus einer der Volksschenken zu sein, die in den kleinen Nebengassen umherlagen, und man bezeichnete ihn von mehreren Seiten mit dem Namen des ehrenwerthen Lord Trumpeter, welches sein Spitznamen unter dem ihn umjubelnden Volke zu sein schien. Sein Ruf als Komiker war auch sichtlich ein so bedeutender, daß jetzt eine große Stille und Aufmerksamkeit eintrat, um zu sehen, was er beginnen würde.

Lord Trumpeter aber leitete die Rolle, die er sich ausgedacht, zuerst durch ein wahrhaft furchtbares Gesichterschneiden ein, wobei er allerdings schon eine sehr charakteristische Geschicklichkeit zu entfalten suchte. Er beabsichtigte nämlich durch seine Grimassen und Gebärden, die er den beiden Damen fast ins Gesicht hinein machte, den grotesken Eindruck wiederzugeben, den ihre Toilette, und namentlich ihr Kopfputz hervorbrachte. Die Virtuosität seines Mienenspiels leistete darin das Bewundernswürdigste und Lächerlichste, denn seine Gesichtsmuskeln malten durch ihre bald lustige, bald widerwärtige Verzerrung so genau und charakteristisch die auffallenden Kostüme der Damen, daß denselben durch diese Carikatur zugleich ihr Urtheil gesprochen wurde.

Nachdem Lord Trumpeter zur allgemeinen Belustigung ein so satirisches Mienenspiel zum Besten gegeben hatte, stieß er dann plötzlich in seine Trompete und schien in einem schmetternden Fanfare die gemachten Wahrnehmungen laut und fröhlich in die Straße hinausblasen zu wollen. Indem er sich dies mehrmals zu wiederholen erlaubte, steigerte er den Beifall der Menge fast zu einer tobenden Lust, die sich immer zügelloser zu erkennen gab.

Henriette hatte die klügste Partie in dieser Scene ergriffen, sie begann nämlich von Herzen über die unverschämten Tollheiten des Lord Trumpeter zu lachen, wobei ihr ihre eigene natürliche Heiterkeit und die unwillkürliche Erinnerung an ihre Kinderzeit in Amsterdam, wo Straßenscenen dieser Art an der Tagesordnung zu sein pflegen, zu Hülfe kam.

Die Pariserin dagegen konnte ihren Zorn, den sie schon beim Beginn der Scene nur mit Mühe unterdrückte, nicht länger zurückhalten. Sie begann demselben vielmehr als ächte Pariserin mit der größten

Entschiedenheit und ohne alle Rücksicht auf die Gefahr, die sie lief, Luft zu machen, und schimpfte, freilich in einem sehr unvollkommenen Englisch, das schwerlich allgemein verstanden wurde, den Lord Trumpeter weidlich aus, wie sie auch keinen Anstand nahm, unter dem zornsprühenden Feuer ihrer großen schwarzen Augen der umstehenden Menge die beleidigendsten, für das englische Nationalgefühl sehr verletzenden Aeußerungen ins Gesicht zu schleudern. Fast schien es ihr auch gelungen, ihren irländischen Freund in dieselbe ausbrechende Wuth zu versetzen, denn auf ihre unwiderstehlichen Winke hatte derselbe bereits eine herausfordernde Boxer-Stellung eingenommen, während Graf Mirabeau, mit übereinandergeschlagenen Armen ruhig und kaltblütig um sich her schauend, einen unerschütterlichen Gleichmuth behauptete, und nur mit einer gewissen Besorgniß zu überlegen schien, wie der Ausweg aus dieser unangenehmen Verwickelung zu finden sein werde.

Der nationale Humor des ehrenwerthen Lord Trumpeter hatte aber noch keineswegs sein Ende erreicht, denn nachdem er auf seiner Trompete ein vollständiges satyrisches Stückchen abgeblasen, hielt er mit dieser Kunstfertigkeit inne, und begann nun ein englisches Volkslied zu singen, mit dem er sich wieder vorzugsweise an die beiden Damen wandte. Die sehr wenig geistreichen Strophen enthielten aber zugleich die schmutzigsten und zudringlichsten Anspielungen, und riefen um so mehr den brüllenden Beifall der Menge hervor, als sie nicht nur mit einer ungemein drolligen und fast treuherzigen Komik vorgetragen, sondern auch mit den seltsamsten Gesticulationen, die den Damen freilich auf die unverschämteste Weise nahe rückten, begleitet wurden.*)

---

*) Mirabeau schildert diesen Vorgang selbst in den lettres à Chamfort p. 54.

Die ganze Scene begann aber bereits ein so großes Aufsehen zu erregen, daß Equipagen und Reiter auf der Mitte der Straße stillhielten, um den Vorgang zu beobachten. Einige, dem Anschein nach vornehme Engländer stiegen von den Pferden ab, und mischten sich unter den Volkshaufen, indem sie mit der Reitpeitsche hier und da einige Hiebe auf die Rücken der vorlautesten Schreier, die sich offenbar in einem trunkenen Zustande befanden, austheilten und sich dann besonders an Mirabeau wandten, um ihren Rath, wie man sich am besten der Leute entledigen könne, zu ertheilen. Mirabeau verstand aber unglücklicher Weise diese Rathschläge nicht, und war bereits im Begriff, seine bisher behauptete Ruhe zu verlieren indem er die Unverschämtheiten des Lord Trumpeter, der sich besonders jetzt mit Frau von Nehra zu schaffen machte, nicht mehr anzusehen vermochte. Er packte denselben an der Brust, und schüttelte ihn mit einer einzigen Bewegung seiner starken Hand so gewaltig, daß der Mensch entsetzt und mit einem lauten Schrei in seine Kniee sank und die Besinnung zu verlieren schien.

Dies wäre ohne Zweifel das Signal zu einer gefährlichen Verwickelung der Scene geworden, wenn nicht in diesem Augenblick eine hohe, schlanke Männergestalt, welche sich durch die jetzt in einem heftigen Tumult losbrechende Menge Bahn zu gewinnen verstand, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Der Fremde trug eine schwarze bürgerliche Kleidung, und Mirabeau, der einen großen Scharfblick für Persönlichkeiten besaß, hielt ihn beim ersten Anblick für einen der reformirten Geistlichen aus Genf, die sich, nebst andern politischen Flüchtlingen dieser Republik, seit einiger Zeit in großer Anzahl in London befanden.

Es war dem neu Angekommenen, einem noch ziemlich jungen Manne, der sogleich ein sehr kräftiges und

entschiedenes Auftreten zeigte, gelungen, durch eine gewandte Anrede an den wüthend gewordenen Haufen denselben sofort zu beschäftigen und für sich einzunehmen. Es war ein sehr geläufiges und sogar gewisser Volksausdrücke mächtiges Englisch, worin er, unter den schmeichelhaftesten Anspielungen auf ein edles und hochherziges Brittenthum, seine Aufforderung aussprach, auseinander zu gehen und ehrenwerthe Fremde, die sich auf der schönen gastlichen Insel Albions zum Besuch befänden, unbehelligt ihrer Wege ziehen zu lassen.

Sein Englisch hatte zwar den fremdartigen Accent, der den Schweizer verrieth, aber er wußte sich darin vollkommen verständlich und eindringlich zu machen, wozu ein gewaltiges, an den Prediger-Ton erinnerndes Organ und die imposante Haltung seines ganzen Wesens nicht wenig beitrugen.

Als er sah, daß er mit seiner schwungvollen, zugleich einen religiösen Anstrich nehmenden Rede schon einige Wirkung zu machen begann, vervollständigte er dieselbe jetzt dadurch, daß er Geld auszutheilen begann und damit die schlimmsten unter den Rädelsführern auf andere Gedanken brachte. Lord Trumpeter selbst, der sich aus der löwenhaften Faust Mirabeau's wieder aufgerichtet hatte, fühlte zu seinem nicht geringen Erstaunen mehrere Sixpence-Stücke in seiner Hand, wie er sie in derselben seit längerer Zeit nicht auf einer Stelle gehalten hatte. Sodann sah er sich von dem Fremden mit einem tüchtigen Puff in den Rücken begnadigt, indem derselbe ihn mit gebieterischer Stimme aufforderte, unverzüglich nach dem nächsten Halteplatz der öffentlichen Fuhrwerke sich zu begeben und für die fremden Herrschaften, an denen er sich so stark versündigt habe, wenigstens jetzt zwei Wagen herbeizuholen.

Nachdem Lord Trumpeter, ohne etwas zu erwiedern, sich spornstreichs auf den Weg gemacht hatte, glückte es, die übrigen Hauptpersonen des Tumults ebenfalls mit Hülfe einiger Geldstücke von dem Platze fortzuschicken. Darauf wandte sich der Fremde mit der verbindlichsten Anrede an den Grafen Mirabeau, und ersuchte ihn, mit seiner Gesellschaft einstweilen in ein nahegelegenes Caféhaus einzutreten und dort die Ankunft der Wagen zu erwarten. Er bot sich dorthin als Führer an, und Mirabeau nahm dies unter den lebhaftesten Bezeugungen seines Dankes an.

In dem Café mußte eine nicht unbeträchtliche Zeit gewartet werden, während welcher der Fremde, der es sich nicht nehmen lassen zu wollen schien, seine Schützlinge noch bis in den sichern Wagen zu geleiten, seinen Eifer auch durch seine angelegentliche Unterhaltungskunst bewies. Er erklärte sich auch mit großer Offenheit über seine eigenen persönlichen Verhältnisse, und erzählte, daß er Duval heiße, in Genf bis vor anderthalb Jahren die Stelle eines Predigers bekleidet habe, und durch die Genfer Revolution des Jahres 1782, in welcher er auf Seiten der unterliegenden Volkspartei gestanden, aus Heimath und Amt vertrieben worden sei.

Mirabeau schien für die Person des Fremden ein Interesse zu fassen, zögerte aber noch, sich selbst zu erkennen zu geben, wozu ihm Zeit und Ort nicht angemessen dünkten. Der scharfsichtige Fremde errieth diese Erwägung, und sagte, derselben zuvorkommend: Ich weiß, daß es Graf Mirabeau ist, dem ich die Ehre habe, bei dieser Gelegenheit bekannt zu werden. Ich habe so vieles von Ihnen gehört, und im Kreise meiner politischen Freunde und Gesinnungsgenossen, die wir hier das bittere Brot der Verbannung essen, hat man sich schon der Anwesenheit Mirabeau's in

London herzlich gefreut. Wir Männer der Genfer Demokratie hegen den innigsten Wunsch, uns die Freundschaft und Theilnahme des Grafen Mirabeau zu gewinnen. Vor einigen Tagen saßen wir in dem Café de Paris auf dem Haymarket, als Sie eintraten, Herr Graf, und uns von einem der Anwesenden genannt wurden. Man sprach viel von Ihrer herrlichen Schrift über den Despotismus, die auch in allen Thälern unserer Schweiz verbreitet ist, und wir gestanden uns, daß es von großem Nutzen für uns und unsere Sache sein könnte, wenn wir eines Tages mit Ihnen in eine geheime Berathung eintreten könnten. Die Lage unseres Vaterlandes und die Hoffnungen der Demokratie in Europa möchten wir gerade mit Mirabeau gern einmal überlegen. Und heut darf ich vielleicht diesen Wunsch für begünstigt ansehn, da der Zufall diese Begegnung herbeigeführt, und der humoristische Blödsinn dieses englischen Pöbels mir die Gelegenheit verschafft hat, mich Ihnen bemerkbar zu machen.

Mirabeau drückte ihm mit Erkenntlichkeit die Hand, und überreichte ihm eine Karte, welche die Angabe seiner Wohnung enthielt, indem er ihn aufforderte, ihn zu einer bestimmten Zeit zu besuchen, und den Dank, den er sich um ihn verdient, in jeder Weise in Anspruch zu nehmen.

In diesem Augenblick schien Lord Trumpeter draußen wieder zurückgekehrt zu sein, was durch ein lautes Hurrahrufen der Menge, welche sich auf der Straße noch immer nicht ganz verloren, verkündigt wurde. Duval eilte zuerst hinaus, um nachzusehen, ob die Wagen in Bereitschaft wären, und kehrte nach einigen Minuten wieder mit der Nachricht zurück, daß der Narr, den er abgeschickt, nur mit einem einzigen, für zwei Personen ausreichenden Fiaker wiedergekommen

sei, weil sich angeblich kein anderes Fuhrwerk mehr auf dem Platze befunden habe.

Mirabeau, zu der Pariser Dame sich wendend, die in Folge des Schreckens und der Aufregung auf's Aeußerste leidend schien, sagte, daß kein Zweifel sein könne, wer zuerst und vorzugsweise des herbeigeholten Wagens sich zu bedienen habe. Ich werde, bemerkte er, mit der Gräfin Nehra hier so lange zurückbleiben, bis sich ein anderer Wagen für uns gefunden hat, was bei der Protektion, die uns unser neuer Freund Duval gewährt, vielleicht nicht lange dauern kann.

Der sich verschlimmernde Zustand der Pariserin erlaubte kaum noch eine Ablehnung dieses Vorschlags. Sie rang mit einer Ohnmacht, und Mirabeau vereinigte seine Bemühungen mit denen des Irländers, um die Dame, die nicht mebr zu gehen vermochte, in den Wagen tragen zu helfen.

Während Mirabeau sich auf diese Weise behülflich zeigte, bemerkte er nicht, daß in demselben Augenblick eine vornehme Equipage auf der Mitte der Straße stillgehalten hatte, und ein darin sitzender Herr, der von den Umstehenden mit besonderer Ehrerbietigkeit begrüßt wurde, sich durch seinen reichbetreßten und wohlgepuderten Livréebedienten nach allen Einzelheiten des Vorfalls erkundigen ließ.

Bald darauf trat der Bediente jedoch zu Mirabeau, und ersuchte ihn im Auftrage seines Herrn, des ersten Lords der Schatzkammer, Ministers William Pitt, von dem Wagen desselben Gebrauch zu machen, indem ihn Seine Herrlichkeit bitten lasse, mit seiner Dame zu ihm einsteigen zu wollen.

Mirabeau blickte erstaunt zu dem Wagen hinüber, aus welchem ihm der Minister einen freundlichen Gruß entgegen winkte. Seine Bekanntschaft mit William Pitt schrieb sich erst seit dem gestrigen Tage her, wo

ihm Mirabeau seinen ersten Besuch gemacht hatte, um demselben ein Schreiben des Grafen d'Entraigues, welches er aus Paris mitgebracht, zu überreichen.

Mirabeau zögerte nicht, dies Anerbieten anzunehmen, und nachdem er eiligst in das Caféhaus zurückgetreten, um Frau von Nehra abzuholen, begab er sich mit derselben zu dem Wagen des Ministers, der es mit der im Privatleben ihm eigenen Liebenswürdigkeit nicht anders zuließ, als daß seine von ihm eingeladenen Gäste die Ehrenplätze ihm gegenüber einnahmen.

William Pitt, der seit Kurzem an der Spitze des englischen Ministeriums stand, obwohl er erst in seinem fünfundzwanzigsten Jahre sich befand, erschien nur im Staatsamte und in den Geschäften alt, überreif, und mit jener feierlichen und durchdringenden Kälte, die seine Gegner oft schon vor dem Kampf mit ihm niederwarf. Im Umgange trat oft alle Frische und Lebhaftigkeit der Jugend an ihm hervor, und die feingeschnittenen, die Fülle des Redetalents verrathenden Lippen umspielte dann ein einnehmendes Lächeln, welches den strengen und unerbittlichen Denkfalten, die auf seiner hohen Stirn thronten, gewissermaßen siegreich entgegenzutreten schien.

Mirabeau schien bezaubert, heut diese Wahrnehmung zu machen, während er bei dem gestrigen Besuch, auf den er eigentlich manche Hoffnung gesetzt hatte, nur dem kalten, jedes Wort abwägenden, mit mathematischer Genauigkeit ihn behandelnden Staatsmann begegnet war. Pitt bemühte sich jetzt namentlich um Frau von Nehra mit einer gemüthlichen Angelegentlichkeit, und obwohl Henriette ihre liebenswürdige Heiterkeit und gute Laune keinen Augenblick verloren hatte, so glaubte er sie doch wegen der unangenehmen Scene wiederholt trösten und beruhigen zu müssen.

Der Wagen hatte die Richtung nach Mirabeau's

Wohnung eingeschlagen, da der Minister darauf bestand, seine Schützlinge nach Hause fahren zu wollen.

Es war nur der Pöbel, bemerkte William Pitt wiederholt, der diese Ungebührlichkeit gegen ehrenwerthe Fremde sich zu Schulden kommen ließ. Das englische Volk dürfen Sie danach nicht beurtheilen, Herr Graf. Unser Volk ist gut, ehrlich, respectvoll, und trägt die straffen Zügel, die ihm eine feste parlamentarische Regierung und ein großes nationales Königthum auferlegt, mit eben so viel Würde als Gehorsam. An muthwilligem Pöbel aber fehlt es Ihnen in Paris auch nicht, und die heutige Scene, die allerdings die Straßen von London verunehrt hat, würde doch auch in Ihrem Paris, behaupte ich, möglich gewesen sein.

Der Pöbel ist allerdings überall derselbe, wie auch die Aristokratie überall dieselbe ist, entgegnete Mirabeau. Man könnte auch hieraus ersehen, daß diese beiden exclusiven Sphären der Gesellschaft, Pöbel und Aristokratie, im Grunde ganz dieselbe Stellung zur Nation einnehmen und in vielem Betracht Eins und dasselbe sind.

Pitt biß sich bei dieser Aeußerung mit einer heftigen Zuckung auf die Unterlippe, ließ aber schnell wieder den freundlichen und sogar bescheidenen Ausdruck, der ihm bisher eigen gewesen, auf sein Gesicht zurückkehren.

In unserm Lande ist die Aristokratie noch sehr vom Pöbel verschieden, entgegnete er mit einem scheinbar milden Lächeln, aber zugleich mit einem stechenden Seitenblick seiner großen, in einer wunderbaren Ruhe glänzenden Augen. In andern Nachbarländern mag die Aristokratie bereits an einer pöbelhaften Auflösung von Staat und Nation arbeiten, wir kennen das hier glücklicher Weise nicht. Wir sind hier noch altmodisch, wir haben Gesetze, die für Alle ausreichen, und wir

besitzen Aristokratie ebenso gut wie wir Königthum und Volk besitzen.

Frankreich ist nicht so gut daran, versetzte Mirabeau, indem sein lebhaft flammendes Antlitz sich mit einem Zug ernster Trauer bewölkte. In Frankreich ist Alles im Begriff, Pöbel zu werden, wenn es uns nicht noch bei Zeiten gelingt, einen neuen gesunden Volkskörper aus diesem allgemeinen Schmutz herauszuarbeiten. Das Volk wird dann wiederentdeckt werden, wie die Marmorstatue eines alten Gottes, der in einer zusammengestürzten Stadt verloren gegangen war. Aber ich möchte doch, selbst auf die Gefahr eines Widerspruchs mit Eurer Herrlichkeit, behaupten, daß der Pariser Pöbel einen solchen bösartigen Auftritt gegen achtbare Fremde niemals herbeigeführt haben würde. Unser Pöbel ist zu leichtblütig und zu kindisch, aber auch zu sehr Weltmann, um sich zum Begriff des Nationalhasses versteigen zu können. Aber heut haben wir an uns den Nationalhaß des englischen Pöbels gegen die Franzosen erlebt. Ich hatte es nicht geglaubt, Lord Schatzkanzler, daß man das Vermächtniß Ihres erhabenen Vaters, des Grafen Chatham, welcher der größte Hasser Frankreichs war, schon auf den Straßen Londons ausgeführt sehen würde.

Dieser Haß war kein Vermächtniß, sondern ein Staatsprincip, entgegnete William Pitt mit würdevoller Ruhe. Es gehörte in das politische System meines Vaters, und dasselbe war ganz darauf begründet, daß Frankreich der natürliche Gegensatz von England sei, und daß England, um groß und mächtig zu werden, in seiner eigensten Natur sich abschließen und zusammenfassen müsse. Ja, und wenn es dabei auf den Preis angekommen wäre, Frankreich zu unterdrücken, um England zu der ihm gebührenden Höhe zu erheben, so würde Graf Chatham keinen Augenblick angestanden

haben, diesen folgerichtigen Weg seines Systems mit ehernen Schritten zu wandeln. Aber sonst war er nicht Barbar genug, um einer so hochgebildeten und fein besaiteten Nation, wie der französischen, in jedem ihrer Individuen die schuldige Anerkennung zu versagen. Und auch ich werde mich stets glücklich schätzen, der Freund Frankreichs und der Franzosen zu sein, denn davor will ich England schon sicher stellen, daß es nicht durch einen unvorsichtigen Bund mit Euch in den Abgrund hinabgezogen werde. Aber ebenso wenig werden wir so abgeschlossen sein, um nicht von Euren Vorzügen zu lernen und uns von Eurer Größe erheben zu lassen!

Mirabeau verbeugte sich mit einem ehrerbietigen Ausdruck, der jedoch zugleich an den Tag zu legen schien, wie viel er bei dieser Aeußerung des englischen Ministers der Diplomatie zuschreiben zu müssen glaube. Dann sagte er bedeutsam: Ich bin selbst kein so großer Freund Frankreichs, daß ich allen seinen Fehlern und Entartungen blind hingegeben sein sollte. Aber ich liebe es auch wieder so sehr und so rücksichtslos, daß ich es gern mit Nesseln und Ruthen peitschen sehen würde, wenn ich es dadurch an Seele, Leib und Gliedern wieder gesund und lebenskräftig machen könnte. Sollte eine Demüthigung Frankreichs durch England zu diesem Ziel hinführen können, so würde ich jeder darauf gerichteten Politik gern meine Dienste und Kräfte, meinen Kopf und meine Hände anbieten. Ich weiß sehr wohl, daß Euer großer Vater, Graf Chatham, der nicht nur einen politischen, sondern auch einen physischen Haß gegen Frankreich empfand, und der ein elektrisches Zucken in allen Gliedern bekam, wenn er nur den Namen Franzose aussprechen hörte, seine Politik auf die Alternative zwischen Frankreich und England in Europa begründet hatte. Es schien mir immer,

als hätte er es für ein Naturgesetz angesehen, daß, wenn England groß und mächtig sein sollte, Frankreich zu Boden geschlagen und vernichtet werden müßte. Wir nähern uns aber jetzt einer neuen Epoche der Völker, wo alle Staaten, die frei, ehrlich und lebenskräftig sind, auf gleicher Stufe und in inniger Verbrüderung neben einander werden bestehen können. Wir werden aber Frankreich selbst mit Gewalt einst zwingen müssen, frei und glücklich zu sein, und wer ihm diese Gewalt anthut, auf welche Weise es auch sei, wird sein Wohlthäter werden. Ja, Eure Herrlichkeit, England hat eine schönere Mission an Frankreich auszuüben, als es zu hassen. Wir wollen Frankreich angreifen und bekämpfen, bis auf's Aeußerste, und das freie und starke England bietet dazu den günstigsten Punkt dar, von dem aus es geschehen könnte. Aber der Kampf gegen Frankreich soll ein principielles Ziel haben, er soll das französische Königthum zur Besinnung bringen helfen, und es in die Nothwendigkeit treiben, zur Abwendung äußerer Gefahren sich auf die Freigebung der innern Volkskraft, ja auf die Freiheit selbst, zu stützen. In diesem Gedanken bin ich, wie ich schon gestern Eurer Herrlichkeit anzudeuten wagte, nach London gekommen, und wäre glücklich, wenn das Ministerium Pitt es mit seiner Politik vereinbar fände, die Dienste Mirabeau's zu gebrauchen. —

Ein feines Lächeln schwebte in diesem Augenblick um Pitt's Lippen, und der Minister, vor sich niederblickend, schien sich in einem ironischen Schweigen zu wiegen, das aber zugleich den Ausdruck einer gewissen freundseligen Verbindlichkeit anzunehmen wußte. Sein scharfgezeichnetes Gesicht, das leicht einen harten und abstoßenden Charakter haben konnte, war jetzt von einer geistigen Anmuth überflogen, die seiner kalten

Ueberlegenheit, mit der er die Aeußerungen Mirabeau's angehört, eine Beimischung von Milde und Rücksicht gab.

Der Wagen war eben an St. James Palast vorübergekommen, und Pitt blickte noch mit spähenden Augen, als wolle er dort etwas erforschen, zu den Fenstern des königlichen Residenzschlosses empor. Dann sagte er, sich wieder zu Mirabeau wendend, der in der größten Spannung seinem Wort entgegenharrte, mit einem raschen Fluge der Stimme:

Die Politik des Ministeriums Pitt, mein theurer Herr Graf, wird sich immer gern der bedeutenden Geister zu ihrem Werkzeug bedienen, aber seine Richtung wird doch nach allen Seiten hin eine conservative sein und bleiben müssen. Wir werden in England die Sache der Throne vertheidigen, wie es auch kommen mag. Das Volk ist doch immer nur ein problematischer Begriff, oder ein Phantom, über dessen Existenz die verschiedenartigsten Vorstellungen schweben. Man sucht das Volk immer da, wo man es nicht findet, und findet es, wo man es nicht sucht. Wie schrecklich wäre es, auf einen so schillernden und schwankenden Begriff, der uns nirgend stichhaltig in der Hand bleibt, die Politik eines Staates zu bauen! Obwohl England in seinem Schooße die Volksfreiheiten schützt und vertritt, so hat es doch ein Interesse daran, daß in Frankreich keine Volkspolitik aufkomme, denn das würde einen Schwindel geben, der ganz Europa zu Boden reißt! Wir wollen aber hier ganz gemächlich und ruhig weiterleben, wir sind einmal keine Idealisten, Herr Graf, wir sind Engländer, und die Freiheit soll unserer Nation nicht blos die Köpfe, sondern auch die Taschen füllen. Wir müssen durchaus reich werden, das ist unsere Bestimmung, und davon hängt alles Uebrige bei uns ab. Diese ächte und ausschließliche Grundlage unserer Politik müssen wir hier festhalten,

wenn überhaupt etwas aus uns werden soll. Der Geist ist es nicht allein, der die Blüthe der Nationen ausmacht. Der Reichthum ist die andere und solidere Seite der Volkskraft. Die Politik Pitt wird dem Reichthum auf dieser grünen Insel Altäre bauen, und unser Kampf mit den übrigen Völkern soll dann fortan nur ein Wettkampf sein! —

Mirabeau, der sich abgewiesen fühlte, schwieg einen Augenblick und schien zu überlegen, ob er seinem Unmuth freien Lauf lassen solle. Dann sagte er rasch: Euere Herrlichkeit werden mir schon vergeben müssen, daß ich ein Enthusiast für die Freiheit der englischen Verfassung bin, und von derselben gern eine heilende Kraft auch auf die Leiden Frankreichs übergehen sehen möchte! Ich bin neidisch auf jeden Engländer, denn er ist ohne Zweifel das freieste Individuum, das es gegenwärtig auf der Erde giebt. Und diese Verfassung Eures Landes, das Meisterstück unter allen bisher bekannten Constitutionen, muß sie nicht eine wunderbare Lebenskraft in sich tragen, wenn man sieht, wie ein Volk, welches von Hause aus keineswegs das begabteste und edelste ist, sich allein durch seine Verfassung zu dem ersten Rang unter den Nationen erhoben hat? Das englische Volk taugt an sich nicht viel, denn es ist dumm, unwissend, abergläubisch, versessen auf Vorurtheile und Launen, unzuverlässig im Handel und Wandel, und seinen materiellen Begierden mehr als das französische Volk unterworfen. Und ein so verderbtes Volk sieht sich vor seiner eigenen Verderbniß geschützt und bewahrt, blos weil man es würdig befunden hat, bürgerliche Freiheit zu genießen, und weil man ihm ein Vaterland gegeben hat, das wie ein klares und sicheres Firmament über seinem Leben ausgespannt liegt. Und was würde noch aus England werden, wenn die schönen Grundsätze seiner Verfassung auch

auf die Verwaltung ausgedehnt würden, und wenn die Uebel und Schäden, die bei Euch Engländern noch in Euerer verrotteten Administration stecken, einst auch von dem belebenden Freiheitshauch Euerer Staatsverfassung durchdrungen und hinweggeweht werden könnten? *) Welch ein Bollwerk aber die englische Verfassung gegen alle Zufälligkeiten und Schwächen der regierenden Personen ist, kann uns die heutige Situation Englands mehr als je beweisen. Die Verfassung ist die Gesundheit Englands, und wenn auch sein Oberhaupt an Geist und Körper krank dahin siechen sollte. Man erzählt von Euerem König Georg III., daß sein Geist sich oft in Finsterniß zu verhüllen beginne, und daß vielleicht die Nacht des Wahnsinns einmal ganz den Thron Englands bedecken könne? Aber was würde das dem Lande, dem Volke, dem Wohlbefinden Aller schaden? Euere Verfassung lebt und arbeitet durch sich selbst auf das Beste, sie ist klar und vernünftig, wenn auch auf dem Thron Alles dunkel und verstandlos sein sollte, und sie ist und bleibt die segenspendende Macht, wenn auch an der Spitze des Staats die Ohnmacht selbst regierte. Dies ist ein glücklicher Zustand, und wenn Georg III., wie Fama hinterbringt, beim Zeitungslesen stets seine Aufmerksamkeit verliert und einschläft, so ist dies die wahre Staatsidylle und charakterisirt Euer politisches Paradies. Wohl dem Volke, dessen König beim Zeitungslesen ruhig einschläft und dem es gleichgültig sein kann, ob sein Monarch den Welthändeln gegenüber schläft oder wacht! —

Das Gesicht des englischen Ministers hatte sich bei diesen Worten Mirabeau's sichtlich verfinstert Ein

*) Lettres à Chamfort p. 69. und in der Schrift Mirabeau's über die lettres de cachet, wie auch in den Considérations sur l'ordre de Cincinnatus.

gewisser unangenehmer Ausdruck, der in Pitt's Antlitz und Haltung oft typisch hervortrat, kündigte sich zuckend an, verschwand aber sogleich wieder hinter einer diplomatischen Wendung, die den Unwillen über die eben gehörten Aeußerungen verschleierte.

Seine Majestät der König Georg III. befindet sich wohl, sagte Pitt darauf in einem ernsten und nachdrücklichen Ton. Seit langer Zeit ist der Gesundheitszustand Seiner Majestät nicht so erfreulich gewesen, und Gott Lob, wir dürfen den edelsten und herrlichsten Monarchen nun wohl für alle Zeit von dem Dämon der Krankheit erlöst halten. Das Gegentheil würde ein unwiederbringliches Unglück für England sein. Denn ohne die lebendige und ganz persönliche Mitwirkung des Königs für das Wohl Englands, ohne seine Kraft und Kunst zu regieren, würde der Nation der eigentliche Stifter ihres Glückes fehlen. Eine solche durch sich selbst arbeitende Maschine, die schon durch das Gehen ihres Räderwerks allein Wohlstand und Freiheit verbreite, ist die englische Verfassung nicht. Dies hat Euch Franzosen Euer Montesquieu aufgeschwatzt, der in der englischen Verfassung ein Universalmittel sah, gewissermaßen ein Allerweltspflaster, das nur auf jedes beliebige Volk aufgeklebt zu werden brauche, um es alle Blasen des politischen Glücks ziehen zu lassen. Nein, Graf Mirabeau, die englische Verfassung ist keine politische Arbeitsmaschine, sie soll und darf es nicht sein, und wenn der lebendige Athemzug eines weisen Königs nicht in ihren Rädern fühlbar ist, wird sie nicht nützen und nicht arbeiten. Hütet Euch in Frankreich vor der Sucht, Universalmittel für die politische Freiheit finden zu wollen. Euer Montesquieu hat schon einen ganzen philosophischen Schweif von Menschheitsrettern hinter sich hergezogen, die bei Euch alle darüber brüten, wie poli-

tische Freiheit und sociales Glück in einem Schema aufgefangen und festgehalten werden könnten. Es sollte mir um Euch leid thun, wenn auch Ihr Euere schönen Kräfte dazu verwenden wolltet, das Faß der Danaiden auszuschöpfen. In der Politik handelt es sich um lebendige Personen, nicht um Systeme. Wie sollte ich wohl mit den mich hier umgebenden Parteien fertig werden, wenn ich in denselben etwas Anderes sehen wollte, als Personen, die menschlich fühlen und handeln, und denen darum auch menschlich beizukommen sein muß. Selbst meine gefährlichsten Oppositionsmänner, wie Fox, Burke und Andere, die im Parlament gegen mich antoben, gebe ich noch niemals verloren, und suche den Punkt herbeizuführen, auf dem sie sich einst zum Wohl des Ganzen mit mir vereinigen könnten. Es gilt, heutzutage den Bau von neuem zu verfestigen, und gleichviel, wo man die Bausteine dazu hernimmt.

Auch Fox, der die India-Bill eingebracht hat, und der große demokratische Burke, der im amerikanischen Kriege das Volksprincip geltend zu machen gewagt? fragte Mirabeau kopfschüttelnd.

Pitt schien sich aber auf Einzelheiten dieser Art nicht mehr einlassen zu wollen. Er wandte sich, die Frage Mirabeau's überhörend, an Frau von Nehra, indem er sie um Entschuldigung bat, daß die Unterhaltung im Wagen unerwartet und ganz ungehörig einen so streng politischen Verlauf genommen habe. Dann deutete er mit der Hand auf ein großes Mode-Magazin hin, an dem sie eben vorüberfuhren, und an dessen Schaufenstern eine Reihe der zierlichsten Damen-Hüte aushing.

Würden Sie mir wohl erlauben, Ihnen dort einen neuen Hut nach englischer Mode auszusuchen? fragte er lächelnd, und machte schon Miene, den Wagen still-

halten zu lassen. Es schiene mir wohl passend, daß der Premierminister Englands die Genugthuung für den Frevel gebe, durch welchen Eine der liebenswürdigsten Fremden auf den Straßen Londons erschreckt und beleidigt worden. Dies wäre zugleich für mich selbst die reizendste Genugthuung von der Welt, denn ich könnte dann vor Ihnen beweisen, daß ich nicht blos der langweilige und steif geharnischte Politiker bin, sondern mich auch ein wenig auf die Künste des Geschmacks verstehe. Da aber der große französische Hut der Frau Gräfin gewiß am meisten dazu beigetragen hat, unser dummes, abergläubisches, unwissendes und verderbtes Volk, wie Graf Mirabeau das englische bezeichnet, zu verblüffen und aufzureizen, so vergönnen Sie, daß William Pitt einen kleinen englischen Hut, wie er jetzt hier die schönsten Häupter ziert, an die Stelle setzen darf. Es ist doch einmal nicht anders, daß jedes Land seine eigene Kappe hat, der man nicht nur Rücksicht und Schonung, sondern auch, so lange man im Lande selbst verweilt, sogar Nachahmung schuldig ist.

Henriette sah betroffen vor sich nieder, und ließ dann aus den langen Wimpern einen schnellen, fragenden Blick zu Mirabeau hinüberfliegen, der seinerseits noch mit den letzten vieldeutigen Aeußerungen Pitt's beschäftigt schien.

Nachdem sie einen zustimmenden Wink von ihm empfangen, verbeugte sie sich mit ihrer lieblichen Unbefangenheit gegen den Minister, und erklärte, wie sie mit vielem Dank sein Anerbieten annehmen werde.

Der Wagen hielt still, und William Pitt, der plötzlich bemüht war, sich als leichten Cavalier zu gebärden, reichte der Frau von Nehra seinen Arm, indem er sie dann mit aller Verbindlichkeit in das Magazin geleitete.

Das Aussuchen des Hutes, worin Pitt einen ziem-

lich sichern Takt bewies, war in einigen Minuten vollbracht, und Henriette erfreute sich mit sichtlichem Wohlgefallen des ungemein zierlichen und modisch eleganten Exemplars, welches sie an der Stelle ihres großen Pariser Hutes eintauschte und ihrem Kopfe anpassend fand.

Mirabeau, mit welchem der Minister anscheinend zu sprechen vermied, hatte sich inzwischen, ohne daß es der Minister gewahr wurde, beeilt, am Comtoir die Rechnung für den ausgesuchten und von Pitt noch prüfend in Augenschein genommenen Hut sogleich zu berichtigen. Als Frau von Nehra jetzt ihre Zufriedenheit mit dem neuen Modestück schließlich zu erkennen gab, sah sich der Minister in seiner Anordnung, wonach die Rechnung in sein Hôtel geschickt werden sollte, auf eine ihn unangenehm berührende Weise gekreuzt. Mit einiger Verstimmung in seinem Gesicht lud er ein, den Rückweg zum Wagen anzutreten.

Mirabeau bat jedoch um die Erlaubniß, jetzt eines der nahebei haltenden öffentlichen Fuhrwerke besteigen zu dürfen, weil seine Wohnung, wenn auch nicht mehr entfernt, doch zu sehr in einer dem Minister-Hôtel entgegengesetzten Richtung abliege, um nicht einen Mißbrauch der ihm bewiesenen Güte befürchten zu müssen.

Pitt warf ihm einen kalten forschenden Blick zu, und willigte dann mit einer leichten Verneigung ein. Man trennte sich in einer zuletzt sehr bemerklich gewordenen gegenseitigen Mißstimmung. —

In seine Wohnung zurückgekehrt, warf sich Mirabeau mit ausbrechendem Unmuth auf den Sopha, und erging sich plötzlich in heftigen Klagen und Verwünschungen über sein Mißgeschick, das ihn überall verfolge.

Henriette war zu ihm herangetreten, und legte ihre Hand wie begütigend auf seine heiße, gedanken-

volle Stirn. Warum bist Du so unzufrieden, mein Freund? fragte sie mit ihrer sanften, zärtlichen Stimme.

Ich ärgere mich über mich selbst, erwiederte er seufzend. Der Zufall führt mir die allergünstigste Situation herbei, in der ich mit dem ersten Staatsmann Englands in die vertraulichste Unterhaltung gerathe. Und statt diese Situation zu meinem Vortheil zu benutzen, wie ich gekonnt und gemußt hätte, verläßt mich jeder diplomatische Takt, und ich falle bei ihm gewissermaßen mit der Thür ins Haus. Leidenschaftlich und unbesonnen hat man mich von jeher genannt, aber daß ich als Tölpel der Wahrheit figuriren würde, da wo es auf nichts Anderes ankam, als klug, versteckt und berechnet zu sein, das kann ich mir nicht vergeben. Ich habe mich mit William Pitt unterhalten, wie ich zu Hause mit Chamfort oder Condorcet geschwatzt hätte. Das war meiner vielleicht würdig, aber es war entsetzlich dumm für Jemand, der sich eingebildet hatte, in London vielleicht eine Art von diplomatischer Verwendung finden zu können oder von dem Ministerium Pitt zu heimlichen Aufträgen gebraucht zu werden. Ich hatte nicht gedacht, daß mir meine natürliche Offenheit einen solchen Streich spielen könnte. Statt diesem Pitt zu sagen, wie ich denke und was ich will, hätte ich eine Komödien-Scene mit ihm aufführen müssen, in der ich mit einem Gemisch von Treuherzigkeit und Perfidie mir den Anstrich gegeben, als ob ich seine geheimsten Gedanken errathen und alle meine Kräfte nur zu einer melodienreichen Variation seines Thema's bestimmt hätte. Statt dessen blase ich mein eigenes Lied auf meinem eigenen Instrument ihm gerade vor der Nase ab, und als er dies nicht vertragen kann, klopfe ich ihm fast noch mit meinem Instrument auf die Finger. Nun jetzt werde ich wirklich noch chinesische Grammatiken und

geographische Handbücher schreiben können, wenn wir nicht hier in London im Elend verkommen wollen!

Du darfst Dich nicht so ärgern, Mirabeau, versetzte Henriette, ihn mit ihrer liebkosenden Hand streichelnd. Du bist so viel, wie dieser englische Minister, und ich habe es gern, wenn die Männer unter einander sich tapfer über ihre Ansichten streiten. Will er Dir keine Aufträge geben, so werden wir schon ohne ihn fertig werden, denn wir sind nicht auf den Kopf gefallen, und eine große, große Zukunft gehört Dir, Mirabeau! Heut laß uns nur heiter und lustig sein, denn mir ist wieder so recht von Herzen fröhlich zu Muthe. Ich bin wieder gesund geworden. Der Spaziergang mit Dir hat Wunder an mir verrichtet, und alle meine Kräfte fühle ich wie neubelebt. Und heisa, habe ich denn nicht einen wundervollen neuen englischen Hut bei dem heutigen Abenteuer davongetragen, einen Hut, so zart und leicht, daß ihn Titania, die Elfenkönigin, tragen könnte, und den Seine Herrlichkeit der Minister William Pitt, mir ausgesucht, mein Schatz aber redlich bezahlt hat. Ja, Mirabeau, willst Du Deinen alten Lustigmacher wieder an mir haben? —

Sie rannte bei diesen Worten von ihm hinweg, und rief gebieterisch Miß Sarah herbei, die zuerst mit einigem Unwillen von dem Sopha heruntergesprungen kam, und den Sitz an den Füßen ihres Herrn verließ. Henriette aber holte jetzt den alten Pariser Hut herbei, den sie wieder mitgebracht hatte, und setzte denselben dem Hunde in aller Form auf den Kopf, indem sie ihm zugleich die Bänder an Hals und Pfoten befestigte und daran herunterflattern ließ.

Während sich das Thier nun ängstlich und schwerfällig in diesem Kopfputz umherbewegte und sich damit in einen Winkel des Zimmers zurückzog, stellte

sich Henriette, die ihr Aussehn plötzlich durch die abscheulichste und lächerlichste Mimik verändert hatte, jetzt dicht vor den Hund hin, und begann die wunderbarsten Capriolen zu schneiden. Es war ersichtlich, daß sie den Lord Trumpeter nachmachen wollte, der durch den Schreckenseindruck des gewaltig großen französischen Hutes sich zu einem Attentat gegen eine schöne Pariserin hinreißen läßt. Sie wußte nicht nur die Gestalt und Haltung mit der größten Virtuosität nachzuäffen, sondern sie stieß auch, nachdem sie sich gegen Miß Sarah mit denselben zudringlichen Witzworten und Handbewegungen vergangen, von Zeit zu Zeit denselben schmetternden Trompetenlaut durch ihre Finger aus. Dann sang sie mit einer krähenden und näselnden Stimme, die genau an Lord Trumpeter erinnerte, und unter Begleitung ihrer allerliebsten Capriolen das englische Volkslied ab, von dem sie in der That einige Worte und Wendungen behalten hatte.

Mirabeau konnte diesem possirlichen Eindruck nicht widerstehen, und belohnte seine Freundin mit einem herzlichen Gelächter, mit dem er seine schwermüthige Stimmung unterbrechen mußte. Freudig sprang sie nun zu ihm hin, um ihm ihren Dank dafür durch einen langen Kuß auszudrücken.

# Inhalts-Verzeichniß.

## Erstes Buch.
## Die Freunde in Auteuil.



## Zweites Buch.
## Die Hochzeit des Figaro.

LD
Mundt
C1

12

1917

Mundt, Theodor

Graf Mirabeau

Bd.: 1.

Berlin 1860